

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Wanderungen durch die Mark Brandenburg

4 Bände

Die Grafschaft Ruppin

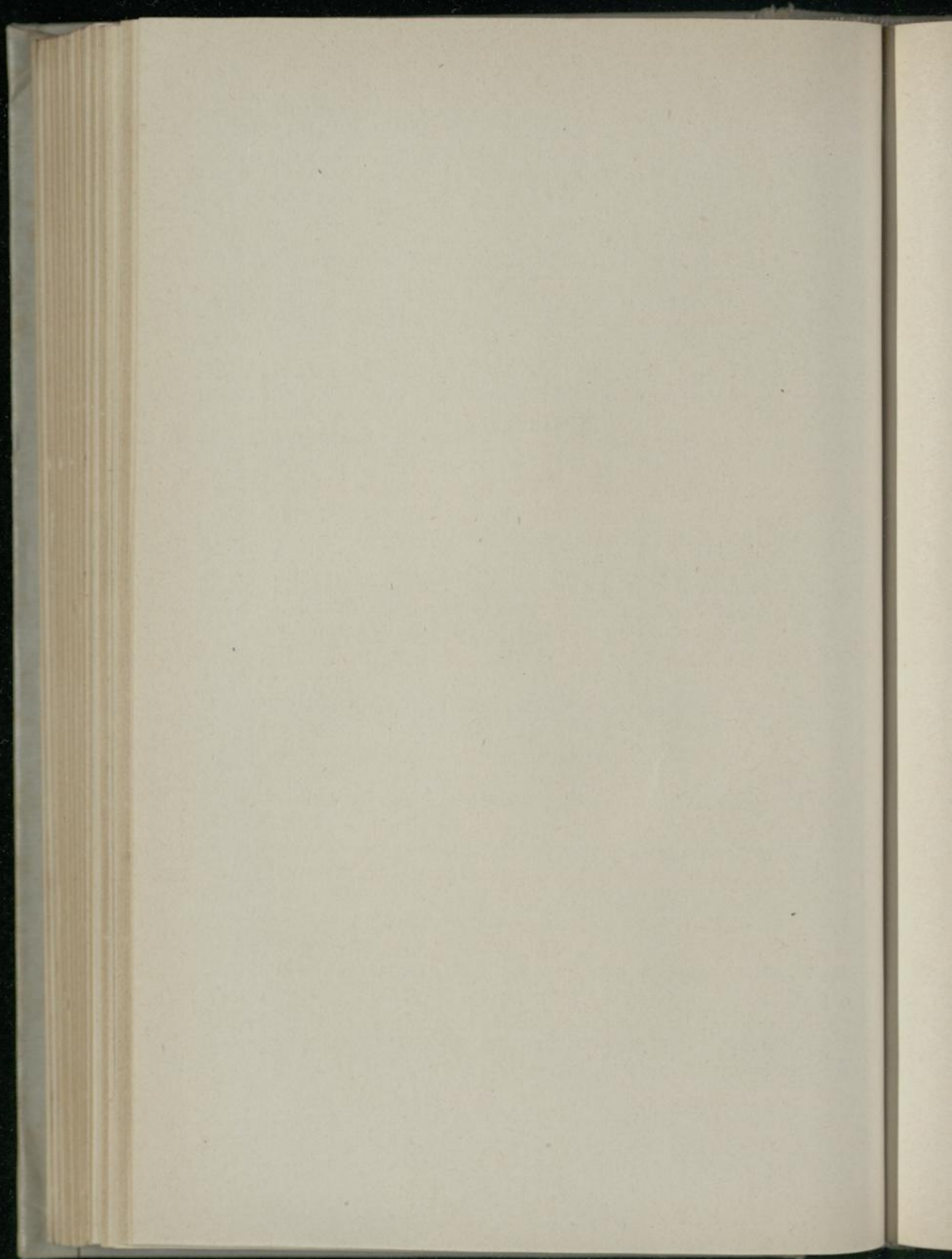
Fontane, Theodor

Naunhof [u.a.], 1940

Rheinsberg

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7007

Rheinsberg



Rheinsberg

1.

Die Kahlenberge. Französische Kolonistendörfer.
Einfahrt in Rheinsberg. Der Ratskeller.
Unter den Linden. Das Möskesfest

Die Stadt Rheinsberg von Berlin aus zu erreichen ist wirklich schwer. Die Eisenbahn zieht sich auf sechs Meilen Entfernung daran vorbei, und nur ein geschickt zu benutzendes Verbindungsnetz von Hauderer und Fahrpost (die bloßen Worte ängstigen das Gemüt!) führt schließlich den Reisenden an das ersehnte Ziel. Dies mag es zum Teil erklären, weshalb ein Punkt unsrer heimatlichen Mark so völlig unbesucht bleibt, dessen Naturschönheiten mindestens nicht verächtlich zu behandeln und dessen historische Erinnerung allerersten Ranges sind.

Wir haben es besser, wenigstens näher. Wir kommen von dem nur drei Meilen entfernten Ruppin und lassen uns durch die Sandwüste nicht beirren, die auf der ersten Hälfte des Weges vor uns liegt. Man passiert mehrere Hügelzüge, und sooft man fragt, „Wie heißt dieser Platz hier?“ so schallt die Antwort zurück, „Die Kahlenberge“. Diese Sandwüste wird hier und da durch ein Dorf aus alter, guter Zeit unterbrochen, dessen ärmliche Strohdächer ein spitzer Schindelturm überragt. Vielen fehlt auch dieser Turm. Einzelne dieser Dörfer (z. B. Braunsberg), in denen bei ähnlichem Boden, wie ihn Teltow hat, auch die Rübenzucht noch am ehesten gedeiht, sind von französischen Kolonisten bewohnt, die hier berufen waren, die Ufer der Rhone und Loire zu vergessen. Harte Aufgabe. Als wir Braunsberg passierten, lugten wir aus dem Wagen heraus, um „Köpfe zu studieren“ und uns an südlichen Rassegesichtern zu erfreuen. Wie heißt der Schulze hier? fragten wir mit halber Verlegenheit, weil wir nicht recht wußten, ob wir deutsch oder französisch sprechen sollten. „Borchardt“, schallte die Antwort zurück. Nun waren wir beruhigt. Auch die südlichen Rassegesichter sahen geradeso aus, wie die wendisch-deutsche Mischung sonstwo. Ubrigens kommen wirklich noch viele französische Namen in diesen Dörfern vor, und „unser Niquet“ z. B. ist ein Braunsberger.

Die Wege, die man passiert, sind im großen und ganzen so gut, wie Sandwege sein können; nur an manchen Stellen, wo die Feldsteine wie eine Ausfaat über den Weg gestreut sind, schüttelt man bedenklich den Kopf in Rückerinnrung an die bekannte Kabinettsorder Friedrichs des Großen, in der er mit Rücksicht auf diesen Weg und auf 195 Thlr. 22 Sgr. 8 Pf. zu zahlende Reparaturkosten, ablehnend schrieb: „Die Reparation war nicht nöthig. Ich kenne den Weg und muß mir die Kriegs-Camer vohr ein großes Beest halten, um mir mit solches ungereimtes Zeug bei der Nahse kriegen zu wollen.“ Der König hatte unrecht, trotzdem er den Weg kannte. Erst eine halbe Meile vor Rheinsberg wird es besser, und es beginnen stattlich-steife Pappelalleen, jene „Grenadierfronten“, wie Anastasius Grün sie genannt hat. Dabei geht es ein wenig bergab, und unser Kutscher glaubt ein übriges tun zu müssen. Im Trabe nähern wir uns einem hinter reichem Laubholz versteckten, immer noch rätselhaften Etwas und fahren endlich zwischen Parkanlagen links und einer Sägemühle rechts in Stadt Rheinsberg hinein.

Wir halten vor einem reizend gelegenen Gasthof, der noch dazu den Namen der „Ratskeller“ führt, und da die Rheinsberger Turmglocke eben zwölf schlägt und unser guter Appetit entschieden der Ansicht ist, daß das Rheinsberger Schloß mit all seinem Zauber doch am Ende kein Zauberschloß sei, das jeden Augenblick verschwinden könne, so beschließen wir, vor unserem Besuch ein solennes Frühstück einzunehmen und gewissenhaft zu proben, ob der Ratskeller seinem Namen Ehre macht oder nicht. Er tut es. Zwar ist er überhaupt kein Keller sondern ein Fachwerkhaus wie andere Häuser; aber eben weil er sich jedem Vergleich mit seinen Namensvettern in Lübeck und Bremen geschickt entzieht, zwingt er den Besucher, alte Reminiszenzen beiseite zu lassen und den Rheinsberger Keller zu nehmen, wie er ist. Er bildet seine eigene Art und eine Art, die nicht zu verachten ist. Wer nämlich um die Sommerszeit beim Ratskeller vorfährt, pflegt nicht unterm Dach des Hauses sondern unter dem Blätterdach von Linden und Kastanien abzustiegen, die in wirklicher Pracht einen vor dem Hause gelegenen Platz, den sogenannten „Triangelplatz“, umstehen. Man macht sich's bequem unter einer weiten, duftigen Laube und hat eine Kuppel über sich, die alsbald auch die Gewölbe des besten Kellers vergessen macht.

So wenigstens ging es uns. Lindenduft und Lindenblüte um uns her so setzten wir uns zu Tisch; zwei Rheinsberger, an deren Kenntniss und Wohlgeneigtheit wir empfohlen waren, gesellten sich zu uns, und während die Vögel immer munterer musizierten und wir in erträglichem Rotwein auf das Wohl der Stadt Rheinsberg anstießen, machte sich die Unterhaltung.

„Ja“, begann der eine, den wir den Morosen nennen wollen, „es tut not, daß man auf das Wohl Rheinsbergs anstößt: aber es wird wohl nichts helfen, ebensowenig, wie irgend etwas geholfen, was man bisher mit uns vorgenommen hat. Wir liegen außerhalb des großen Verkehrs, und der kleine Verkehr kann nichts bessern, denn was unmittelbar um uns her liegt, ist womöglich noch ärmer als wir selbst. Durch ein unglaubliches Versehen leben hier zwei Maler und ein Kupferstecher. Der Boden ist Sandland, Torflager gibt es nicht, und die Fischzucht kann nicht blühen an einem Ort, dessen sämtliche Seen für vier Taler preussisch verpachtet sind.“

Wer weiß, wo diese Bekümmernisse endlich noch gelandet wären, wenn nicht eine große Festfahne, die von einigen Kindern eben an uns vorbeigetragen wurde, alle Klagen unterbrochen und uns die Frage aufgebrängt hätte: Was ist das? „Das ist die Fahne vom Möskesfest, die man hat reparieren lassen“, erwiderte der andere unserer Rheinsberger Freunde, dessen gute Laune das Gegenstück zu der Morosität seines Nachbarn bildete, „der sie trägt, ist Fähnrich Wilhelm Hut, und der ihm zur Rechten geht, ist General Eduard Nekeband, sitzt seit Ostern in Quarta.“ Diese Äußerungen machten uns natürlich begierig, mehr zu hören, und wir erfuhren alsbald, was es mit dem Möskesfest auf sich habe. Da diese Feier der Stadt Rheinsberg eigentümlich ist, so darf ich wohl einen Augenblick dabei verweilen. Das Möskesfest ist ein Kinderfest, das alljährlich am Sonntag vor Pfingsten gefeiert wird. Möske bedeutet „Waldmeister“ (*asperula odorata*), und in alten Zeiten lief die Festlichkeit darauf hinaus, daß die Stadtkinder frühmorgens in den Wald zogen, Waldmeister pflückten, und damit heimkehrend den Altar und die Pfeiler der Kirche schmückten. Erst im Jahre 1757 nahm die Feier einen sehr verschiedenen Charakter an. Am 6. Mai war die Schlacht bei Prag geschlagen worden, und am 20. Mai traf die Nachricht vom Siege in Rheinsberg ein. Es war

Sonntag vor Pfingsten, also der Tag des Möskefestes. Die Siegesfreude, vielleicht auch der Umstand, daß Prinz Heinrich, der damals schon Besitzer von Rheinsberg war, durch Mut und Geschick die Schlacht zugunsten der Preußen entschieden hatte, schuf auf einen Schlag die bis dahin rein kirchliche Feier in eine militärisch-patriotische um. Was damals Impromptu war, ist geblieben. Das Möskefest ist eine Art Soldatenspiel geworden, das die Rheinsberger Jugend am Sonntag vor Pfingsten aufführt, und an dem die Alten (die alle einmal dasselbe Spiel gespielt haben) mit herzlicher Freude teilnehmen. Früh am Morgen schon ziehen vier Trommler mit der Schloßpauke und der Stadttrommel durch die Straßen und schlagen Reveille. Die Soldaten sammeln sich bei der Fahne. So geht's mit Musik vor das Haus des „Generals“. Hier dreimaliges Vivat dem General und seinen Angehörigen ausgebracht. Dann militärisch in Sektionen aufmarschiert und nun Abmarsch durch Stadt und Schloß hindurch nach dem schönen Boberowwalde. Hier beginnt nun das Waldmeisterpflücken. Nachmittags kommen die jungen Mädchen und besuchen mit ihren Angehörigen die jungen Soldaten im Waldbiwak. Jetzt beginnen die Turnspiele und die Wettläufe; hinterher Preisverteilung an die Sieger, dann Tanz und Rückmarsch in die Stadt.

Unser Frühstück war abgetan und wir schickten uns an, dem Schloß, dessen gelbe Rückwände schon überall durch das Baumwerk hindurchschimmerten, unsern Besuch zu machen. Die vertrauliche Mitteilung beider Herren indes, daß der alte Kastellan (er ist 84, und man darf's ihm gönnen) um diese Zeit seinen Mittagschlaf zu halten pflege, bestimmte uns, einen Umweg zu machen und zuvor in die alte Rheinsberger Kirche hineinzusehen.

2

Die Rheinsberger Kirche

Wir hatten bald alle Ursach, uns bei dem Mittagschlaf des alten Kastellans zu bedanken. Leicht möglich, daß wir ohne denselben an der Rheinsberger Kirche vorübergegangen wären. Und doch ist es ein alter, in mehr als einer Beziehung interessanter Bau. Die erste Anlage desselben datiert weit zurück; 1568 wurde sie durch

Achim von Bredow (die ganze Herrschaft Rheinsberg war damals Bredowscher Besitz) um zwei Drittel vergrößert. Man kann den Anbau noch jetzt von dem älteren Teil unterscheiden.

Diese Kirche ist der einzige Punkt in Rheinsberg, wo man auf Schritt und Tritt den Bildern zweier völlig gegensätzlicher Epochen begegnet und diesen Gegensatz als solchen empfindet. Die Prinz-Heinrich-Zeit und die Bredowsche Vorzeit treffen hier wie Wasser und Öl zusammen. In Schloß und Park stören die französischen Inschriften nicht; die Baulichkeit, die Gartenanlagen, alles erscheint wie aus einem Guß; und entweder vergessen wir, dem malerischen Reiz des Bildes hingegeben überhaupt, daß es ein preußisches Schloß ist, in dem wir uns bewegen, oder wir finden die Sprache gleichgültig, in der die Dinge an uns herantreten, etwa wie es Zuhörern, die beider Sprachen mächtig sind, von keinem Belang ist, ob sie den Shakespeare deutsch oder englisch spielen sehn. So ist es in Schloß und Park, aber nicht in der Kirche; in dieser hat das französische Pfropfreis den alten Stamm nicht überwinden können und muß sich nun damit begnügen, die Rolle des Parasiten an und neben demselben zu spielen.

Wir treten von der Seite her durch eine Art Vorbau ein. Gleich dieser Vorbau, der sein spärliches Licht nur mittels der offenstehenden Tür empfängt, durch die wir eben eintraten, zeichnet sich durch den angedeuteten Gegensatz aus. Zur Linken, fast ein Viertel des ganzen Raumes ausfüllend erhebt sich ein grau getünchtes Backsteinmonument, das genau die Form und die Größe jener altmodischen Kachelöfen hat, denen man in Bauernstuben begegnet. Es ist das Grabdenkmal, das Prinz Heinrich dem Andenken seines Violinisten Ludwig Christoph Pitschner (geb. 5. März 1743, gest. 3. Dezember 1765) hat errichten lassen und trägt folgende Inschrift:

Un prince, Ami des Arts, secondant mon Genie —
 Déjà l'École d'Italie
 A l'Allemagne mon Berceau
 Promet un Amphion nouveau:
 Mais comme j'avançois dans ma carrière illustre
 J'ai vu de mes beaux jours s'éteindre le flambeau
 Sans passer le milieu de mon cinquième Lustre;
 Muses! pleurez sur mon Tombeau.

Also etwa in freier Übersetzung:

Gepflegt, getragen durch fürstliche Gunst,
 Versprach ich, ausübend italische Kunst,
 Meiner Heimat zwischen Rhin und Rhein
 Demnächst ein neuer Amphion zu sein.
 Doch während ich leuchtend wuchs und stieg,
 Stieg die Sonne meines Lebens herab.
 Dem Tod gehört der letzte Sieg
 Und die Muse weint an meinem Grab.

So reimte man damals in Rheinsberg. Dem Pitschnerschen Monument gegenüber aber stehen an der Wand entlang sechs aufgerichtete Grabsteine der Bredowschen Familie, drei Männlein und drei Fräulein, die bis vor kurzem im Schiff der Kirche lagen, und blicken mit Harnisch und Halskrause und mit ernst verwunderten Gesichtern zu dem Kachelofen hinüber, an dem sie mit Mühe den Namen Pitschner entziffern. Zum Glück verstehen sie nicht französisch, sie würden sonst noch ernsthafter dreinschauen.

Wir treten nun in die Kirche selbst. Sie ist vor kurzem restauriert worden und gewährt einen freundlichen Anblick. Die Hauptsehenswürdigkeit, die auch sogleich das Auge des Eintretenden auf sich zieht, ist das große Achim von Bredowsche Grabmonument (links neben dem Altar), desselben Achim von Bredow, der im Jahre 1568 die Kirche erneute und erweiterte. Es ist ein Denkmal von ganz ungewöhnlichen Dimensionen, das bei wenigstens zehn Fuß Breite gewiß die doppelte Höhe hat. Es beginnt über der Holzeinfassung des Chorstuhls und reicht fast bis zur Decke der Kirche hinauf. Das Monument, das ebensosehr für den Reichtum und kirchlichen Sinn der Familie wie für die Kunstfertigkeit des Steinmeßers spricht, der es hergestellt hat, besteht aus vier klar gegliederten Teilen. Zuoberst das Bredowsche Wappen, an beiden Seiten von allegorischen Figuren eingefasst; darunter zwei Basreliefs: links die Auswerfung des Jonas aus dem Walfischbauch, rechts die Auferstehung Christi; darunter in Lebensgröße die Bildnisse Achim von Bredows und seiner Gemahlin, einer gebornen Anna von Arnim; und endlich viertens unter diesen beiden Bildnissen folgende Inschrift:

O frommer Christ, urtheile mild
 Der Du anschauest dieses Bild.
 Fragst Du, wer ich sei im Grab?
 Gewesen bin ich und Izt ab;
 Verfolgung, Sorge, Kreuz ohn' Zahl
 Die mir begegnet überall
 Ich ritterlich obwunden hab'
 Und ruhe nun in meinem Grab.
 Auch mit Geduld der Welt Bosheit
 Hab' ich ertragen allezeit
 Nach Gottes Willen, welcher ist
 Der allerbest zu jeder Frist —
 Gelobt seyst Du, Herr Jesu Christ.

Welch einfach-schöne Worte; die ganze Schlichtheit und Kernigkeit jener Zeit kann einem nicht faßbarer entgegentreten.

Wie marklos nehmen sich dagegen die französischen Verse aus, die einer der Hofpoeten des Prinzen Heinrich zu Ehren eines Fräulein Elsener, einer Tochter des damaligen Rheinsberger Geistlichen gedichtet und unter Einfügung eines Aschenkrugs in einen der gotischen Pfeiler mit dünnen Buchstaben an die Konsole dieses Aschenkrugs geschrieben hat:

La vertu, la douceur, les charmes,
 La firent aimer ici bas;
 Aussi voit-on que son trépas
 A chacun fait verser des larmes.

Wir liebten sie, weil sie lieblich vereint
 Tugend, Sanftmut und Zauber der Wangen;
 Jetzt nun, wo sie hinübergegangen,
 Folgt ihr die Klage und jeder weint.

Wir werden noch an anderer Stelle, zumal an den Bauten und Büsten des Parks ähnlichen Versen begegnen, oft trivial, im günstigsten Falle sinnig, niemals erhebend. Ein philosophischer Nothelf an Stelle eines freudigen Glaubens. Inmitten des Parks, wo die alten Griechengötter von allen Seiten her durch das Grün der Zweige blitzen, freut man sich dieser Betrachtungen, weil sie zu allem übrigen passen; hier in der Kirche aber stören sie und würden

selbst dann noch stören, wenn sie bedeutender wären als sie sind. Man erkennt deutlich, daß die Kirche der gemiedene Schauplatz der Voltairianer war, eine Art gotisch gewölbter Keller, für den es sich nicht verlohnte, wenn wirklich mal eine Elsener oder gar ein Pitschner starb, eine besonders poetische Anstrengung zu machen.

Die Rheinsberger Kirche enthält noch eine Reihe kleiner Denk- und Sehenswürdigkeiten, die wir wenigstens in Kürze namhaft gemacht haben möchten. Da ist der Kristallglas-Kronleuchter, den die Rheinsberger Jungfrauen hier aufhingen und zum erstenmal mit Lichtern schmückten, als im Sommer 1763 in Gegenwart des Prinzen Heinrich das Friedensfest gefeiert wurde; da ist der alte, aus gebranntem Ton gefertigte, mit Wappen und Malereien verzierte Taufstein, den drei Geschwister Sparr (Franz, Anna und Sabina) in der Mitte des 16. Jahrhunderts der Kirche schenkten, und da ist, ziemlich aus derselben Zeit, die alte Kanzel, eine Stiftung der Anna Hahnin, Jobst von Bredows getreuer Witwe, mit allerhand Wappen der Bredows, Hahns und Schulenburgs. Gegenüber dieser Kanzel, an der schweren alten Eichentür, die von dem eingangs beschriebenen Vorbau in die Mitte der Kirche führt, stand am Pfingstsonntage 1737 König Friedrich Wilhelm I., als er nach Rheinsberg gekommen war, um seinen Sohn den Kronprinzen zu besuchen. Er war als frommer Christ, der keiner Predigt vorbeigehen wollte, lieber erst in die Kirche getreten, eh er den Sohn im Schloß überraschte. Der König war ein frommer Herr, aber freilich, wie alle Welt wußte, auch ein sehr gestrenger Herr, und der alte Geistliche (Johann Rossow), der das Glück oder Unglück hatte, den König von früher her zu kennen, erschrak beim Anblick Sr. Majestät dermaßen, daß ihm das Wort versagte, und er nur noch fähig war, mit zitternder Stimme den Segen zu sprechen. Der König drohte mit dem Stock, eine Aufmunterung, die begreiflicherweise völlig ihres Zwecks verfehlte. Johann Rossow starb bald nachher; ob infolge des Schrecks, steht wie billig dahin. Im übrigen muß Rheinsberg zu allen Zeiten eine gesunde Luft gehabt haben; von 1695 bis 1848, also in mehr als 150 Jahren, hat es nur vier Prediger gehabt.

Noch eines Kindergrabmals sei erwähnt. Es stammt ebenfalls aus der Alt-Bredowschen Zeit her und lehnt sich rechtwinklig an das umfangreiche Monument des Achim von Bredowschen Ehe-

paars, das ich oben beschrieben. Ich würde dieses kleineren Denkmals, das die mittelmäßigen Bildnisse zweier Kinder, eines Mädchens und eines Knaben von drei bis vier Jahren zeigt, gar nicht erwähnen, wenn nicht die in Rheinsberg gang und gäbe Erzählung, die sich an dieses Denkmal knüpft, einen Beleg für die sagenbildende Neigung im Volke und zugleich deutliche Anhaltspunkte dafür böte, wie und woraus Geschichten entstehen. Es wird einem nämlich erzählt, beide Kinder hätten am Ufer des Sees gespielt und wären durch einen nicht aufgeklärten Unfall ertrunken. In der Hoffnung, näheren Aufschluß darüber zu gewinnen, entzifferte ich die Umschrift beider Steine; das Mädchen war am 25. Februar, der Knabe am 4. März 1586, also acht Tage später gestorben. Die einfache Angabe der Sterbetage genügte hier völlig, um die Erzählung von dem gemeinschaftlichen Tode im See als ein bloßes Märchen hinzustellen. Aber eine eingehende Prüfung der Bildnisse selbst ergab mir auch bald den Ursprung der Fabel. Das lang herabhängende blonde Haar des Mädchens sah täuschend aus wie halbkrauses Lockenhaar, das im Wasser seine Lockigkeit verloren hat, und nur noch leise gewellt, vom Wasser zusammengehalten, wie eine kompakte Masse über den Nacken fällt. Der Anblick dieses Haars, das einfach deshalb so vom Wasser zusammengehalten aussieht, weil es der Steinmetz nicht besser und natürlicher machen konnte, hat augenscheinlich der kleinen Erzählung von den im See ertrunkenen Geschwistern die Entstehung gegeben.

Ihre größte Sehenswürdigkeit hat die Rheinsberger Kirche seit etwa fünfzehn Jahren eingebüßt; es war dies das alte Grabgewölbe, in dem sich die Särge der Familien von Eichstädt und Sparr, und besonders der Familie von Bredow befanden. Damals war diese Gruft noch zugänglich, jetzt ist sie vermauert, und nur am Schall des Tritts erkennt man noch, daß der Boden hohl ist, über den man schreitet. Als die Übermauerung vorgenommen werden sollte, lüftete man zuvor das Gewölbe, schaffte die alten Särge, wohl vierzig an der Zahl ans Tageslicht und öffnete die Deckel. So standen sie im Schiff der Kirche wochenlang. Vor demselben Altar, wo die Gestalten einiger Bredows in die großen Sandsteinplatten eingegraben waren, standen nun halb aufgerichtet die geöffneten Särge, und die Toten blickten geschlossenen Auges auf ihre eigenen Bildnisse herab. Nach längerer Zeit war das Gewölbe wieder ein-

gerichtet, und die alten Bewohner zogen wieder ein. Den Reigen eröffnete Achim von Bredow. Man hatte ihm eine Flasche mit in den Sarg gelegt, in der sich ein Zettel befand. Auf diesem Zettel stand zunächst, daß Träger dieses Herr Achim von Bredow sei, der in Genossenschaft von vielen Bredows, Eichstädt's und Sparrs hier 300 Jahre lang geschlummert, dann (behufs Lüftung seiner alten Wohnung) vier Wochen lang im Kirchenschiff zu Rheinsberg ausgestanden und im Maimonat 1844 seine alte Wohnung wieder bezogen habe. Dann eine Geschichte der letzten drei Jahrhunderte im Lapidarstil und darunter die Namen von Bürgermeister und Rat.

Während der Zeit, daß die geöffneten Särge im Schiff der Kirche standen, trug sich eine Geschichte zu, die mit ihrem Anflug von Gespenstischem die Gemüter der Rheinsberger wohl auf Wochen hin beschäftigen durfte. Unter den Toten befand sich auch eine Margarete von Eichstädt, eine schöne Frau, die bei jungen Jahren gestorben war. Die weißen Grabgewänder waren noch wohl erhalten; um den Hals trug sie ein reiches Geschmeide und einen schmalen Trauring am Ringfinger der rechten Hand. Tag und Nacht hatten Wächter bei den Toten gestanden; als die Zeit kam, wo die Särge wieder geschlossen werden sollten, bemerkte man, daß der Ring am Ringfinger Margaretes von Eichstädt fehle. Ein gewöhnlicher Diebstahl konnte nicht vorliegen; das reiche Halsgeschmeide war unberührt geblieben, nur der Ring fehlte. Wer trug ihn jetzt?

3

Das Schloß in Rheinsberg. Anblick vom See aus.
Die Reihenfolge der Besitzer. Die Zimmer des
Kronprinzen. Die Zimmer des Prinzen Heinrich

Die alte Glocke zu Rheinsberg, die in mehr charakteristischen als poetischen Alexandrinern die Inschrift trägt:

Des Feuers starke Wut riß mich in Stücken nieder,

Mit Gott durch Meyers Hand ruf ich doch Menschen wieder —
schlägt eben vier und läßt uns die Vermutung aussprechen, daß selbst der Nachmittagschlaf eines Vierundachtzigjährigen nunmehr am Ende sein könne. Unser heiterer Freund antwortet mit einem ungläubigen „wer weiß“, ist aber nichtsdestoweniger bereit, die

Führung bis ins Schloß zu übernehmen und uns seinem „Gevatter“ vorzustellen. Unterwegs warnt er uns in humoristischer Weise vor den Bildererklärungen und Namensunterstellungen des Alten. „Sehen Sie, meine Herren, er hat eine Liste, auf der die Namen sämtlicher Porträts verzeichnet stehen; aber er nimmt es nicht genau mit der Verteilung dieser Namen. Einige Porträts sind fortgenommen und in die Berliner Galerien gebracht worden; aber Gevatter glaubt es nicht und stellt Ihnen nach wie vor Personen vor, die sich gar nicht mehr im Schlosse zu Rheinsberg befinden. Prinzess Amalie namentlich, die schon bei Lebzeiten so viel Schweres tragen mußte, muß jede Unbill über sich ergehen lassen, und jedes Frauenporträt, das der Wissenschaft der Antiquare und Kunstkenner bisher gespottet hat, ist sicher, als ‚Schwester Friedrichs des Großen‘ genannt zu werden. Sie werden sie in Hofkostüm, in Phantasieloküstüm und in Maskenloküstüm kennen lernen; besonders mach’ ich Sie auf ein Kniestück aufmerksam, wo sie in Federhut und schwarzem Muff erscheint; die Kehrseite des Bildes wäre Wohltat dagegen.“ (Dies merkwürdige Bild wird einem allerdings als mutmaßliches Porträt der Prinzessin Amalie, aus ihren alten Tagen her gezeigt; es ist aber, wie ich jetzt bestimmt weiß, das Porträt einer älteren Schwester, und zwar der Prinzessin Charlotte, die an den Herzog von Braunschweig verheiratet war. Im Neuen Palais zu Potsdam befindet sich ein Porträt der letztgenannten Prinzessin, das diesem Bildnis im Rheinsberger Schloß durchaus ähnlich ist.)

Unter solchem Geplauder haben wir die der Stadt zu gelegene Rückseite des Schlosses erreicht, schreiten durch das Portal hindurch, passieren den Schloßhof bis zum Rande des Sees, springen hier in ein bereitliegendes Boot und fahren, ohne uns umzublicken, bis mitten auf den Wasserspiegel hinaus. Nun machen wir kehrt und haben ein Bild von nicht gewöhnlicher Schönheit vor uns. Erst die stille Fläche des Sees, an seinem Ufer ein Kranz von Schilf und Wasserrosen, dahinter ansteigend ein grüner Gartenrasen und endlich das Schloß selbst, die Fernsicht schließend. Links dehnt sich der See in seiner ganzen Länge aus; wohin wir blicken, ein Reichthum von Wasser und Wald, die Bäume nur hier und da gelichtet, um uns irgendein Denkmal auf den stillen Grasplätzen des Parkes, eine Marmorfigur oder einen „Tempel“ zu zeigen.

Das Schloß war in alten Tagen ein gotischer Bau mit Turm und Giebeldach; erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts trat ein Schloßbau in französischem Geschmaç an die Stelle der alten Gotik und nahm dreißig Jahre später unter Knobelsdorffs Anleitung im wesentlichen die Formen an, die er noch jetzt präsentiert. Eine Beschreibung des Schlosses versuche ich nur in allgemeinsten Zügen. Es besteht aus einem Mittelstück (corps de logis) und zwei Seitenflügeln und gleicht in seiner Grundanlage dem Charlottenburger Schlosse auf ein Haar. Das letztere ist größer und hat den stattlichen Kuppelturm; dagegen besitzt das Rheinsberger Schloß statt eines bloßen Eisengitters zwischen den Flügeln eine geschmackvolle Kolonnade, die den Bau in sehr gefälliger Weise abschließt. Vor allem hat das Rheinsberger Schloß die Schönheit seiner Lage: Wasser, Wald und eine Fülle der reizendsten Fernsichten voraus. Mehr eine Eigentümlichkeit als eine Schönheit bilden seine zwei abgestumpften Rundtürme, die sich an die Seitenflügel anlehnen und deren einem es vorbehalten war, zu einer besonderen Berühmtheit zu gelangen.

Langsam nähern wir uns wieder dem Ufer, befestigen den Kahn an der Wassertreppe und schreiten nun den Weg zurück, den wir vor zehn Minuten mit absichtlicher Schnelligkeit passierten. Unter der Kolonnade machen wir noch einmal halt und rekapitulieren uns die Geschichte des Orts. Es ist nötig, sie gegenwärtig zu haben.

Die Herrschaft Rheinsberg war ein altes Besitztum der Bredows. Seit 1618 sind die Hauptdaten folgende:

Johst von Bredow verkauft Rheinsberg an Euno von Lochow, Domherrn zu Magdeburg 1618.

Der Große Kurfürst nimmt nach dem Erlöschen dieser Familie von Lochow Rheinsberg in Besitz und schenkt es dem General du Hamel 1685.

General du Hamel verkauft es sofort an den Hofrat de Beville.

Die Bevilles besitzen es, Vater und Sohn, bis 1734. Vom Sohn, dem Oberfleutnant Heinrich von Beville, kaufte es

König Friedrich Wilhelm I. und schenkte es an den Kronprinzen Friedrich 1734.

Der Kronprinz (Friedrich der Große), obschon nur bis 1740 dort, behält es als Eigentum bis 1744.

Im Jahre 1744 erhält es Prinz Heinrich von seinem Bruder als Geschenk, siedelt aber erst 1753 nach Rheinsberg über¹.

Prinz Heinrich von 1753 bis 1802 († 3. August).

Prinz Ferdinand von 1802 bis 1813 († 2. Mai).

Prinz August von 1813 bis 1843 († 19. Juli).

Seit 1843 ist es wieder königlicher Besitz.

Wir passieren nun den Schloßhof, treten links auf den großen Flur und ziehen leise mit der Hand des Bittstellers an der Klingel des Kastellans. Er schläft wirklich noch; seine Frau aber, eine rüstige Alte, nimmt unverdrossen das große Schlüsselbund von der Wand und schreitet treppauf vor uns her.

Wollt' ich dem Leser zumuten, uns auf diesem Gange durch ein Labyrinth von Zimmern zu folgen, so würd' ich eine chaotische Verwirrung in seinem Kopfe anrichten und ihn die Bereicherung seiner Kenntnis mit diesem oder jenem Detail etwas teuer bezahlen lassen. Ich verfare also nicht chronologisch mit Rücksicht auf unseren zufälligen Marsch, sondern chronologisch mit Rücksicht auf die Geschichte selbst und bespreche vorzugsweise die Zimmer des Kronprinzen Friedrich und die Zimmer des Prinzen Heinrich.

Zunächst also die Zimmer des Kronprinzen, des nachmaligen „großen Königs“. Sie befinden sich in beiden Flügeln, wenn man wie billig den großen Konzertsaal mit hinzurechnet, in welchem unter Leitung der beiden Grauns und Bendas und unter Mitwirkung des Kronprinzen selbst die klassischen Kompositionen jener Epoche aufgeführt wurden. Dieser Konzertsaal befindet sich (immer vom Seeufer aus gesehen) im linken Flügel des Schlosses und wird nach vorn hin durch die Turmzimmer begrenzt. Seine hohen Fenster blicken einerseits auf den Schloßhof, andererseits auf das „Kavallerhaus“ und einen vorgeschobenen Teil der Stadt. Der Saal, etwa 40 Fuß lang und fast ebenso breit, ist vortrefflich erhalten; die Wände sind von Stuck und die Fensterpfeiler mit Spiegeln und

¹ Im Widerspruch hiermit steht allerdings, daß Prinz Heinrich im Jahre 1745 bereits seine Mutter, die verwitwete Königin Sophie Dorothea, hier in Rheinsberg empfing. Pöllniz gibt davon eine sehr eingehende Beschreibung. Vielleicht aber hatte sich der Prinz eigens und auf kurze Zeit nur nach Rheinsberg begeben, um seine Mutter daselbst empfangen zu können.

Goldrahmen reich verziert. Die eigentliche Sehenswürdigkeit indes ist das große Deckengemälde von Pesne, das derselbe nach einem den Ovid'schen Metamorphosen entlehnten Vorwurf im Jahre 1739 hier ausführte. Der Grundgedanke ist: „die aufgehende Sonne vertreibt die Schatten der Finsternis“ oder wie einige es ausgelegt haben „der junge Leuchteprinz vertreibt den König Griesegram“. Die Ausführung ist vortrefflich, und wie immer man über pausbäckige Genien und halbbekleidete Göttinnen denken mag, in dem Ganzen lebt und webt eine künstlerische Potenz, gegen die es nicht gut möglich ist, sich zu verschließen. Schinkel soll unter dem Einfluß dieses Deckengemäldes die große Komposition entworfen haben, die sich nunmehr al fresco in der Säulenhalle des Berliner Alten Museums befindet. — Was übrigens den Konzertsaal selber angeht, so fand innerhalb desselben im Sommer 1848, wo es schwer war, solche Gesuche abzulehnen, ein großes Ruppin-Rheinsbergisches Gesangsfest statt, das eigentümlich gestört wurde. Man vollführte einen Heidenlärm, bis plötzlich eine halbe Stuckwand sich löste und mitten in den entsetzten Sängerkreis hineinfiel. Alles stob auseinander. Das Mauerwerk des alten Schlosses hatte sich gegen die Unbill empört.

Dieser linke Flügel enthält außer dem Konzertsaal noch zehn oder zwölf kleinere Räume, von denen einige die Zimmer der Prinzess Amalie heißen, während der Rest sich ohne allen Namen begnügen muß. Die „Namenlosen“ sind die einzigen Räume des Schlosses, die noch eine praktische Verwendung finden. Hier logieren der Hausminister und die Oberbauräte, die dann und wann hier eintreffen, um nach dem Rechten zu sehen. Es macht einen ganz eigentümlichen Eindruck, wenn man auf einem langen Marsche durch lauter unbewohnte Zimmer, die immer nur die Vorstellung wecken, „hier muß der und der gestorben sein“, plötzlich in ein paar Räume tritt, die liebe Erinnerungen an die Tage eigenen Chambregarnie-Lebens in uns wecken. Die kleinen Bettstellen von Birkenmaserholz, die roten Steppdecken von allersimpelstem Kattun, die Waschoiletten mit dem Klappdeckel und die beinah faltenlosen Zihgardinen, als habe das Zeug in der Breite nicht gereicht, alles hat den schlichtbürgerlichsten Charakter von der Welt, und das eitle Herz wird angenehm von der Vorstellung berührt, daß man in Schlössern schläft wie anderswo.

Doch vergessen wir über diesem stillen Behagen nicht die eigentliche Aufgabe, die uns hergeführt, und wenden wir uns nunmehr jenem kleinen Arbeitszimmer zu, das mit größerem Recht als der Konzertsaal den Namen des großen Königs führt.

Dies Arbeitszimmer liegt im rechten Flügel des Schlosses, und zwar in dem kleinen Rundturm, der sich hart an den Flügel lehnt. Wir passieren eine lange Reihe von Zimmern, bis wir endlich in ein kleines halbdunkles Vorgemach treten, das sein Licht nur durch die Glastür eines unmittelbar vor ihm liegenden Zimmers empfängt. Dies halbdunkle Vorgemach enthielt die kleine Bibliothek, die Friedrich der Große bald nach seiner Thronbesteigung nach Potsdam schaffen ließ; das davorliegende Zimmer aber, von dem uns nur noch die Glastür trennt, ist das Arbeitszimmer selbst. Es ist klein, höchstens zwölf Fuß im Quadrat, hat aber nach drei Seiten hin eine entzückend schöne Aussicht über Wald und See. Vor 120 Jahren muß auch das Zimmer selbst einen durchaus heitern und angenehmen Eindruck gemacht haben. Es ist ein Achteck, das mit drei Seiten nach hinten zu in der Mauer steckt, während fünf Seiten frei und losgelöst nach vorn hin liegen. Das ganze Zimmer setzt sich aus alternierenden Wand- und Glasflächen regelrecht zusammen; vier Paneelwände, drei Nischenfenster und eine Glastür. Die Fensternischen sind sehr tief und haben Raum genug zur Aufstellung von Polsterbänken, die sich an beiden Seiten entlangziehen. An den Paneelwänden stehen altmodische Lehnstühle mit versilberten Beinen und schlechten, dunklen Kattunüberzügen. Über den Lehnstühlen, in ziemlicher Höhe, sind Konsolen angebracht, auf denen die Büsten Ciceros, Voltaires, Diderots und Rousseaus stehen. Die Holzbekleidung, namentlich in den Finsternischen, ist vielfach mit Spiegelglas ausgelegt; über der Eingangstür befinden sich die Zeichen des Freimaurerordens, und den Plafond bedeckt abermals ein Pesnesches Deckengemälde. Es stellt die Ruhe beim Studieren vor; ein Genius überreicht der sitzenden Minerva ein Buch, auf dessen Blättern man die Namen Horaz und Voltaire liest. Das Bild hat verhältnismäßig gelitten und kann überhaupt mit der glänzenden Schöpfung desselben Meisters im Konzertsaal nicht verglichen werden. In der Mitte des Zimmers steht der Arbeitstisch des Prinzen; vor demselben ein Lehnstuhl, nicht wesentlich anders wie seine vier Kollegen mit den versilberten Beinen. Der Arbeits-

tisch nimmt natürlich das Hauptinteresse in Anspruch. Er ist kaum so groß wie die modernen Damenschreibtische, denen man in jedem Haushalt begegnet. Die vergoldeten Füße sind in Rokokogeschmack, ebenso die Schubkästen, deren drei große und vier kleinere vorhanden sind. Die Schreibplatte liegt schräg und kann aufgeklappt werden. Sie war ehemals mit rotem Samt überzogen, hat aber nicht nur die Farbe, sondern den ganzen Samtstoff längst verloren. Der Samt wird bekanntlich auf eine Unterschicht von festem Zeug aufgetragen. Diese Unterschicht war noch ziemlich intakt vorhanden, als ich 1853 Rheinsberg zum erstenmal besuchte. Seitdem haben sich die Dinge sehr zum Schlimmeren verändert. Nicht die Hälfte mehr existiert von diesem Unterzeug, und man kann deutlich sehen, wie die Federmesser je nach der Charakteranlage des betreffenden mal größere, mal kleinere Karos herausgeschnitten haben. Wir lieben nicht die Kastellane, die einen durch ihren Dienstfeifer um die Möglichkeit eines ruhigen Genusses bringen; aber ebensowenig mag ich jenen das Wort reden, die in mißverständener Nachsicht ein Auge zudrücken, wo sie's aufmachen sollten.

Wir nehmen zögernd Abschied von diesem interessanten Zimmer, um uns nun den andern Räumlichkeiten des Schlosses, und zwar zunächst den Zimmern des Prinzen Heinrich zuzuwenden. Sie liegen im ersten Stock des Corps de Logis und bilden eine ununterbrochene Reihenfolge. Vor sechzig Jahren waren diese Zimmer noch in Gebrauch (der Prinz starb erst 1802), weshalb man sich nicht wundern darf, hier alles in einem Zustand leidlicher Wohlerhaltenheit zu finden. Den Anfang machen die sogenannten Prinz-Ferdinands-Zimmer, d. h. diejenigen Zimmer, die Prinz Ferdinand zu bewohnen pflegte, wenn er bei seinem älteren Bruder, dem Prinzen Heinrich, zum Besuche war. Vielleicht auch lebte er in den Jahren 1802 bis 1813 wenigstens zeitweilig hier und bewohnte dann diese Zimmer.

Hinter diesen sogenannten Prinz-Ferdinands-Zimmern folgt der Konzertsaal (nicht zu verwechseln mit dem Kronprinzlichen im linken Flügel), dann der sehr gut erhaltene Muschelsaal, endlich das Bibliothekzimmer. Neben der Bibliothek befindet sich das Schlaf- und Sterbezimmer des Prinzen Heinrich. Es ist ein großes, ziemlich dunkles Gemach, durch ein paar Säulen in zwei Hälften ge-

teilt. In der dunkleren Hälfte des Zimmers, halb durch die Säulen verdeckt, steht das Sterbebett, ein stattlicher, mit schweren Seidenvorhängen reich ausgestatteter Bau. Alte Staatsbetten machen in der Regel einen peinlichen Eindruck und erfüllen uns mit einem Dankgefühl, daß wir nicht in ihnen zu schlafen brauchen. Nicht so hier; nichts von Verschlossenheit der Farben, von vergilbtem Weiß und dumpfer Feuchte; alles frisch und farbig und voll beweglich lebensvoller Falten. Um dies Schlaf- und Sterbezimmer herum gruppieren sich einige kleinere, die nur durch ihre Schildeereien interessieren, meist Bilder in chinesischer Tusche von der Hand des Prinzen Heinrich selbst. Im großen und ganzen herrscht Mangel an guten Bildern; nur zwei oder drei hat man gelassen, um dem Auge des Beschauers eine Erholung zu gönnen. Unter diesen sind zwei Bildnisse des jungen Grafen Bogislaw von Tauenzien (des späteren Generals Tauenzien von Wittenberg) und ein Porträt der ersten Königin Sophie Charlotte, bei weitem die interessantesten.

Auch die Zimmer im Erdgeschoß an der rechten Seite des Corps de Logis sind nicht ganz ohne Interesse. Bilder, Büsten, Ausschmückungsgegenstände, die entweder noch aus den Zeiten des Prinzen Heinrich her sich in diesen Zimmern befinden oder von Verschönerungs wegen ihren Weg aus dem obern Stockwerk ins untere genommen haben, fesseln den Beschauer auf eine halbe Stunde. In einem Zimmer befinden sich die Büsten des Marquis de la Roche Aymon und seiner Gemahlin; daneben eine Büste des französischen Schauspielers Blainville. Der Marquis, auf den ich in einem späteren Kapitel zurückkomme, war nach Tauenziens Abgang Adjutant des Prinzen und nebenbei eine Art General en Chef des prinzlichen Heeres, d. h. jener im Sold des Prinzen stehenden Leibhusaren-Schwadron, die in Rheinsberg ihre Garnison und im Schlosse den Dienst hatte. Der Schauspieler Blainville, ein besonderer Liebling des Prinzen, gab sich selbst den Tod, als es der Kabale seiner Genossen gelungen war, ihm momentan die Gunst seines Herrn zu entziehen. Der Prinz soll diesen Verlust nie verwunden haben. Ein größerer Saal, neben jenem büstengeschmückten Zimmer, macht noch den Eindruck einer gewissen Wohnlichkeit, vielleicht weil er ein paar Spezialitäten enthält, die uns, etwa wie ein blankgeputzter Vogelbauer oder ein Tisch voll Nippfachen, die Nähe der Menschen selbst dann noch fühlbar machen, wenn auch ein halbes Jahrhundert zwi-

schen uns und ihnen liegt. Zu diesen Spezialitäten rechne ich natürlich nicht die stattliche Reihe guter Porträts, die an den Wänden hängen, sondern vor allem ein würfelförmiges Postament von dem Umfange eines großen Tabakskastens, das auf einem halb versteckten Ecktisch steht. Dieser Kasten muß bei einer bestimmten Gelegenheit als Untersatz für eine kostbare Blume gedient haben und von dem einen oder andern seiner Verehrer dem Prinzen überreicht worden sein. Noch jetzt umschließt der Kasten einen Blumentopf, aber die Blumen selbst sind von Papier. Die vier Wände enthalten reizende Aquarellbildchen, die diesen Kasten, mit Ausnahme des großen Pesneschen Deckenbildes und des Porträts der Sophie Charlotte, so ziemlich zu dem künstlerisch-interessantesten Gegenstand des Schlosses machen. Zwei Seiten weisen mit vieler Feinheit entworfene Arabesken auf; Front- und Rückseite aber enthalten zwei Schlachtenbilder en miniature, von denen das eine die Inschrift trägt: „Condé aux lignes de Fribourg*“; das andere: „Henri à la bataille de Prague**.“ Die Verbindlichkeit ist sehr fein, die Parallele gut gezogen, und was die Hauptsache ist — die Ausführung vortrefflich. „Condé aux lignes de Fribourg“ ist möglicherweise eine Kopie; ich entsinne mich dunkel, im Louvre oder in den Sälen von Versailles etwas nah Verwandtes gesehen zu haben. Auf dem Frontbilde „Henri à la bataille de Prague“ erhebt der Prinz eben den Degen, und den Kopf nach rechts hin halb zurückgewandt (um durch Wort und Blick die Nachfolgenden anzufeuern), führt er eben eine Grenadierkompanie zum Sturm. Das Bild ist voll Charakter und Leben.

4

Prinz Heinrich. Der Rheinsberger Park. Herr von Reichenstein und der verschluckte Diamant. Der Freundschaftstempel. Das Theater im Grünen.
Das Grabmal des Prinzen

Außer den im vorigen Kapitel beschriebenen Zimmern des Kronprinzen und des Prinzen Heinrich enthält das Rheinsberger Schloß nichts, was der Erwähnung wert wäre. Wenn man wieder ins

* Condé auf den Schanzen von Freiburg. ** Heinrich in der Schlacht von Prag.

Freie tritt, um über den Schloßhof hin dem Park und den Seeufern zuzuschreiten, so kann man die Frage nicht abwehren: Wie kommt es, daß dieser kluge, geistvolle Prinz Heinrich, dieser Feldherr sans peur et sans reproche*, dies von den nobelsten Empfindungen inspirierte Menschenherz, so wenig populär geworden ist? Man mache die Probe in unseren Dorfschulen! Jedes Tagelöhnerkind wird den Zieten, den Seydlitz, den „Schwerin mit der Fahne“ kennen; aber der Herr Lehrer selbst wird nur stotternd zu sagen wissen, wer denn eigentlich Prinz Heinrich gewesen sei. Selbst in Rheinsberg, das der Prinz fünfzig Jahre lang besessen und vierzig Jahre lang bewohnt hat, ist er verhältnismäßig ein Fremder. Natürlich man kennt ihn, man nennt seinen Namen; aber man weiß wenig von ihm. Einige Alte entsinnen sich seiner, erzählen dies und das, aber die lebende Generation lernt Geschichte wie wir, d. h. liest lange Kapitel vom Kronprinzen Friedrich und seinem Rheinsberger Aufenthalt, und hat sich daran gewöhnt, den Konzertsaal und das Studierzimmer als die eigentlichen Sehenswürdigkeiten des Schlosses anzusehen; die Zimmer des Prinzen Heinrich, Prinz Heinrich selbst, alles ist bloße Zugabe, Material für die Rumpelkammer. Das Los, das dem Prinzen bei Lebzeiten fiel, das Geschick, „durch ein helleres Licht verdunkelt zu werden“, verfolgt ihn auch im Tode noch. An derselben Stelle, wo er ein halbes Jahrhundert lang gelebt, geherrscht, geschaffen und gestiftet hat, ist er ein halb Vergessener, bloß weil der Stern seines Bruders vor ihm daselbst geleuchtet hat. Ein Teil dieses Mißgeschickes wird bleiben; aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß die nächsten fünfzig Jahre Verdienst und Klang des Namens mehr in Harmonie bringen werden. Um es mit einem Wort zu sagen: Dem Prinzen hat der Dichter bisher gefehlt. Von dem Augenblick an, wo Lied, Erzählung, Schauspiel ihn unter ihre Gestalten aufnehmen werden, werden sich die Prinz-Heinrichs-Zimmer im Rheinsberger Schlosse neu beleben, und die Kastellane der Zukunft werden zu erzählen wissen, was in dieser und jener Fensterische geschah, wer den Blumenkasten überreichte, und unter welchem Kastanienbaume der Prinz seinen Tee trank und mit freudigem: „oh soyez le bien venu***“ sich erhob, wenn Prinz Louis am Schloßtor hielt und lachend aus dem Sattel sprang.

* ohne Furcht und Tadel. ** o seien Sie willkommen.

Historische Gestalten teilen ganz das Schicksal von Statuen. Die scheinbar begünstigteren stehen durch ein Jahrtausend hin immer leuchtend, immer bewundert auf dem Postamente des Ruhmes; andere werden verschüttet oder in den Fluß geworfen. Aber es kommt der Moment ihrer Wiedererstehung, und nun erst, neben den glücklicheren neuaufgerichtet, erwächst der Nachwelt die Möglichkeit des Vergleichs. Es muß zugegeben werden, und ich habe in dem Kapitel „die Kirche zu Rheinsberg“ in nicht mißzuverstehender Weise darauf hingewiesen, daß etwas prononciert Französisches in Sitte, Gewöhnung, Ausdruck, sowie das geringere Maß jener kurbrandenburgischen Derbheit, die wir an Friedrich dem Großen so vorzugsweise in Affektion genommen haben, der Popularisierung des Prinzen Heinrich stets hindernd im Wege stehen wird. Es fehlt aber auch noch viel bis zu jenem bescheideneren Teil, bis zu jenem engeren Zirkel von Popularität, auf den er unbedingten Anspruch hat. Seine Antworten werden selten in dem bekannten Stile des älteren Tauenzien sein, als dieser unter Androhung, daß man das Kind im Mutterleibe nicht schonen würde, aufgefordert wurde, Breslau zu übergeben. Aber wenn seine Antworten auch vielleicht niemals an das Schwert des Richard Löwenherz erinnern werden, der eine zolldicke Eisenstange auf einen Schlag zerhieb, so werden sie der Halbmondklinge Saladins um so ähnlicher sein, der das in die Luft geworfene Seidentuch im Niederfallen durchschnitt. Nur selten war er derb, rauh nie.

Wir sind nun in den Park getreten; er umzieht in weitem Halbkreis die links gelegene Hälfte des Sees und geht am jenseitigen Ufer desselben unmittelbar in die schönen Laubholzpartien des Boberowwaldes über. Der Park ist eine glückliche Mischung von französisch-englischem Geschmack, zum Teil planvoll dadurch entstanden, daß man die ursprünglich Le Notreschen Anlagen durch englische Partien erweiterte, zum Teil unabsichtlich dadurch geworden, daß sich das zwang- und kunstvoll Gemachte wieder in die Natur hineingewachsen hat. Die Parkanlage, wie sie sich jetzt präsentiert, soll hauptsächlich ein Werk des Herrn von Reizenstein, eines besonderen Protegés des Prinzen sein. Die Anlagen wurden während des Krieges ausgeführt, und Reizenstein kam durch Verleumdung anderer in Verdacht, unredlich gewirtschaftet zu haben.

Reizenstein konnte es nicht ertragen, dem Prinzen, dessen Vertrauen er gemißbraucht haben sollte, unter die Augen zu treten, und als er von der nah bevorstehenden Rückkehr desselben hörte, verschluckte er einen Diamant und tötete sich auf diese Weise. So erzählt sich das Volk. Es liegt aber auf der Hand, daß hier der nach dem Abenteuerlichen, dem Poetisch-*Aparten* haschende Sinn des Volkes eine komische Substituierung hat eintreten lassen. Ein Diamant (die taubeneigroßen sind bekanntlich rar) ist gerade so unschädlich wie ein Pflaumenkern, und es scheint mir ziemlich sicher, daß sich Reizenstein durch *Essence d'Amandes* (Bittermandelöl oder Blausäure) getötet hat, aus der, lediglich nach dem Gleichklang und gemäß poetisierender Volksneigung alsbald ein Diamant geworden ist.

Man passiert, mal dicht am Seeufer hin, mal wieder sich von ihm entfernend, die üblichen Schaustücke solcher Anlage: Säulentempel, künstliche Ruinen, bemooste Steinbänke, Statuen (darunter einige von großer Schönheit) und gelangt endlich, einige Partien zur Seite lassend, die wir auf dem Rückwege besuchen wollen, in den sogenannten Freundschaftstempel, der bereits im Boberowwalde, also am jenseitigen Ufer des Sees liegt. In diesem Freundschaftstempel pflegte der Prinz zu speisen, wenn das Wetter eine Fahrt über den See gestattete. Es war ein kleiner Kuppelbau, auf dessen Hauptkuppel noch ein Kuppelchen saß; den Eingang bildete ein Frontispiz. Frontispiz und Kuppeln existieren in diesem Augenblick nicht mehr; sie drohten Einsturz, und man hat beides abgetragen. In welcher Weise die Wiederherstellung erfolgen wird, vermag ich nicht zu sagen. Das Innere des ganzen „Tempels“ besteht eigentlich nur aus einem einzigen achteckigen Zimmer, um das sich, wie die Schale um die Mandel, ein etwas größerer achteckiger Außenbau legt. Es ist genau so, wie wenn man eine kleine Schachtel in eine große stellt und beide mit einem gemeinschaftlichen Deckel überdeckt. Der kleine achteckige Einsatz hat aber vier türbreite Einschnitte (die Türen selbst fehlen), und durch diese Einschnitte wird es möglich, die Inschriften zu lesen, die sich an der Innenwand des achteckigen Außenbaues befinden. Es sind ihrer sechzehn, die sich alle auf das Glück der Freundschaft beziehen, einzelne zwei, andere vier Zeilen lang und alle entweder mit S. oder B. unterzeichnet. Ich gebe zwei derselben:

Qui vit sans amitié, ne scauroit être heureux
 Quand il auroit pour lui la fortune et les Dieux *.

oder

Pourquoi l'amour est-il donc le poison
 Et l'amitié le charme de la vie?
 C'est que l'amour est le fils de la folie
 Et l'amitié fille de la raison **.

So sind sie alle, kleine Niedlichkeiten ohne tiefere Bedeutung, und doch an dieser Stelle ebenso ansprechend, wie sie als Grab- und Kircheninschriften (vgl. das Kapitel über die Rheinsberger Kirche) uns widerstrebend sind. Jetzt feiern die Kinder und jungen Leute ihr Möskesfest an dieser Stelle, bei welcher Gelegenheit sicherlich weniger philosophische Betrachtungen als die vorstehenden über das Glück der Freundschaft angestellt und die vorkommenden Fragen mehr zugunsten des obigen, ewig im Schwunge bleibenden „fils de la folie ***“ entschieden werden. Ein Möskesfest an dieser Stelle ist eine nicht üble Kritik und Ironie.

Vom Freundschaftstempel aus am Obelisken vorbei (den ich in meinem Schlusskapitel besprechen werde), schreiten wir in den eigentlichen Park zurück, machen dem wohlerhaltenen „Theater im Grünen“, das lebendige Hecken statt der Kulissen hat, unsern Besuch und biegen schließlich in allerhand schmale Gänge ein, deren Windungen uns zum Grabmal des Prinzen Heinrich führen. Es besteht aus einer Backsteinpyramide, um die sich ein schlichtes Eisengitter zieht. Der Prinz, in seinem Testament, hatte die völlige Vermauerung dieser Pyramide angeordnet; doch ging man von dieser Anordnung ab und ließ einen Eingang offen. Im Jahre 1853 sah ich noch deutlich den großen Hinksarg stehen, auf dem ein rostiger Helm lag. Seitdem ist ein brutaler Versuch gemacht worden, das Grab zu bestehlen; man hoffte Gold im Sarge zu finden und durchwühlte die Asche des Toten. Natürlich vergeblich. Das hat nun zu einer nachträglichen Erfüllung der Testamentsanordnung geführt, und

* Wer ohne Freundschaft lebt, weiß nichts von Glückes Macht, wenn auch der Götter Gunst, Fortunas selbst ihm lacht.

** Warum ist Liebe denn das Gift und Freundschaft der Zauber des Lebens? Weil die Liebe das Kind der Tollheit ist, doch die Freundschaft das Kind der Vernunft.

*** Kindes der Tollheit.

die Pyramide ist jetzt vermauert. Wo früher der Eingang war, befindet sich jetzt die große Steintafel mit der von Prinz Heinrich selbst verfaßten Grabschrift. Sie ist oft gedruckt worden. Ich gebe hier nur ihre ersten vier Zeilen als besonders charakteristisch für den Mann und seine Zeit. Sie lautet:

Jetté par sa naissance dans ce tourbillon de vaine fumée
que le vulgaire appelle
gloire et grandeur,
mais dont le sage connoit le néant etc. *

So dachte und schrieb man damals! Die „naissance**“ war ein Spiel des Zufalls, und man war es müde, „über Sklaven zu herrschen“. Man denkt jetzt anders darüber. Die Phrase ist abgetan, aber, Gott sei Gott, dem Wesen der Freiheit sind wir näher gekommen.

5

Der große Obelisk in Rheinsberg und seine Inschriften

Vielleicht die größte Sehenswürdigkeit Rheinsbergs ist der große Obelisk, der sich gegenüber dem Schlosse, also am jenseitigen Seeufer, auf einem zwischen dem Park und dem Boberow gelegenen Hügel erhebt. Er wurde zu Anfang der neunziger Jahre vom Prinzen Heinrich „dem Andenken seines Bruders August Wilhelm“ errichtet. Dieser Obelisk und seine Inschriften (auch jetzt noch von sehr wenigen gekannt) sind zwar mehrfach beschrieben, aber selten mit kritischem Auge gelesen worden. Diese achtundzwanzig goldenen Inschriften, die (rund eingelegt und etwa von dem Ansehen wie die Rehrseiten großer Medaillen) die untere Hälfte des Obeliskens bedecken, sind eine Geschichte des Siebenjährigen Krieges im Lapidarstil und scheinen mir darin eine bis diesen Augenblick noch nicht hinreichend gewürdigte Bedeutung zu haben, daß sie das Verhältnis des Prinzen Heinrich zu seinem königlichen Bruder durch aller-eigenste Worte des ersteren kennzeichnen und, wenn auch in mildester Form, einen der Sache nach ziemlich strengen Maßstab prinz-

* Durch seine Geburt in diesen Wirbel eitlen Dunstes geschleudert, den das Volk Ruhm und Größe nennt, dessen Wichtigkeit der Weise jedoch erkennt usw.

** Geburt.

licher Kritik an die Sympathien und Antipathien König Friedrichs, an sein Lob und seinen Tadel legen. Der umfangreiche, ein Werk für sich bildende kritische Kommentar des Prinzen zu dem großen Geschichtsbuch seines Bruders ist nach testamentlicher Bestimmung des ersteren unmittelbar nach seinem Hinscheiden verbrannt worden; der Obelisk aber, der sich jedermann zugänglich angesichts des Rheinsberger Schlosses erhebt, ist ein kurzgefaßter Abriß aus jenem Buch, der ganz entschieden die Meinungen des Verfassers über allbekannte Vorgänge, wenn auch freilich nicht die Gründe für diese Meinungen oder gar die Beweise gibt.

Das Errichten des Monuments selbst ist schon eine Art kritischer Akt, eine Mißbilligung der Mißbilligung, die Prinz August Wilhelm (der Vater König Friedrich Wilhelms II.) von seinem Bruder, dem Könige, hinnehmen mußte; eine Ehrenerklärung da, wo Friedrich II. durch sein Benehmen die Ehre geschädigt hatte. Die Vorderfront trägt das vortrefflich ausgeführte Relieffporträt des Prinzen, dem der Obelisk gewidmet ist. Darunter die Worte:

A l'éternelle mémoire d'Auguste Guillaume
Prince de Prusse, second fils du roi
Frederic Guillaume*.

Aber nicht dem Prinzen allein ist das Monument errichtet, auch einer langen Reihe tapferer Männer, die mit und neben ihm gekämpft haben, den „Preussischen Helden“ überhaupt. Daran reihen sich, um das Fehlen einzelner Namen in keinem allzu auffälligen Lichte erscheinen zu lassen, folgende merkwürdige Worte:

Leurs noms (der Vorhandenen nämlich) gravés sur le marbre
Par les mains de l'amitié,
Sont le choix d'une estime particulière
Qui ne porte aucun préjudice
A tout ceux qui comme eux
Ont bien mérité de la patrie
Et participent à l'estime publique**.

* Zum ewigen Andenken an August Wilhelm, Prinz von Preußen, zweiter Sohn des Königs Friedrich Wilhelm.

** Die Wahl der hier in Marmor gemeißelten Namen geschah aus persönlicher Wertschätzung und aus Freundschaft, sie soll kein Vorurteil bedeuten gegen alle diejenigen, die sich ebenso um das Vaterland verdient gemacht haben und an der öffentlichen Wertschätzung Anteil haben.

Kein Präjudiz also gegen alle diejenigen, die außerdem noch an der *estime publique* teilnehmen. Diese Worte rücksichtsvoller Verwahrung sind ganz im Geiste des Prinzen Heinrich gesprochen. Er gibt seine Meinung und gibt sie zum Teil diplomatisch genug dadurch, daß er schweigt; aber selbst dies Schweigen erscheint ihm noch zu verlegend, und er fügt ein milderndes „ohne Präjudiz“ hinzu. Dies bezieht sich auf das Fehlen besonders dreier Namen: von Winterfeldt, von Fouqué und von Wedell. Auf der einen Seitenfront befindet sich zwar ein „Wedell“, doch ist dies ein älterer General desselben Namens, der schon 1745 bei Soor fiel, nicht der Wedell, der als Liebling und Vertrauensmann des Königs abgeschickt wurde, um (gegen die anrückenden Russen) den Grafen Dohna im Kommando zu ersetzen, und der tags darauf trotz all seiner Tapferkeit bei Kay geschlagen wurde. Alle die „besonderen Vertrauensmänner“ des Königs fehlen auf dem Obelisk; die aber unter seiner Ungnade oder Ungerechtigkeit mal zu leiden hatten, sind ziemlich sicher, hier ihr Konto in Balance gebracht zu sehen. So der Herzog von Bevern, von der Marwitz, General Wobersnow usw. Der letztere fiel bei Kay, „wo gegen seine Ansicht (hieb gegen von Wedell und mittelbar gegen den König) geschlagen wurde“. Dies Lob ist wie ein Gegenzug gegen den Tadel des Königs, der wenige Tage vor dem Gefecht bei Kay an Wobersnow schrieb: „Die Folgen Eurer übel ausgeführten Projecte äußern sich jetzt. Ihr hättet nicht wie die heiligen drei Könige aus Morgenland einherziehen müssen. Es konnte nunmehr mit den Russen schon aus sein.“

Die Namen, die der Obelisk nennt, sind die folgenden:

Vorderfront: Keith, Schwerin, Leopold von Dessau, Prinz August Ferdinand, Seydlitz, Zieten, Herzog von Bevern, General von Platen († Kunersdorff).

Rechtsfront: von Wedell (Soor), von Hülßen, von Tauentzien, von Möllendorf, von Haucharnoi († Prag), von Režow (deckte den Rückzug von Hochkirch, was auch mit feinbezüglichen Worten gesagt wird), von Wobersnow († Kay).

Linksfront: von Wünsch, von Saldern, von Prittwitz, von Kleist, von Dieskau, von Ingersleben, von Henkel.

Hinterfront: von Goltz, von Blumenthal, von Rieder, von der Marwitz, de Quebe, von Platen († Prag, als aide de camp* Schwerins).

Prinz Heinrich bezeichnet die getroffene Wahl selbst als eine „choix d'une estime particulière**“. Neben einem Gefühl der Freundschaft scheint aber noch das Gefühl besonderer Waffenbrüderschaft die Wahl bestimmt zu haben. Es ist bekannt, welche entscheidende Rolle dem Prinzen während der Prager Schlacht zufiel. Prag, nebst Freiberg, wo sein Feldherrngeschick sich in noch glänzenderem Lichte zeigte, blieb seine Lieblingsaffäre (etwa wie Friedrich Wilhelm III. mit Vorliebe der Schlacht von Kulm gedachte), und alle diejenigen, die daran teilgenommen hatten, standen seinem Herzen besonders nah. Der im Volk schon damals lebende Glaube, daß „Schwerin mit der Fahne“ die Schlacht entschieden habe, scheint ihm aber im Gefühl dessen, was er selbst geleistet hatte, unbequem gewesen zu sein, und nachdem er die früheren Taten Schwerins mit großer Wärme des Ausdrucks aufgezählt hat, schließt er ziemlich nüchtern: „Un drapeau à la main il fut la victime de son zèle devant Prague le 6 de Mai 1757***.“ Er rühmt nur den „Eifer“, weiter nichts.

Die Inschriften sind alle interessant, aber nur zwei teile ich noch vorzugsweise mit. Vom Quartiermeister von der Marwitz (Hochkirch) heißt es am Schluß: „Etant mort à 36 ans en 1759 son mérite et ses services seroient oubliés si ce monument n'en conservoit la mémoire †.“ Darin hat sich der Prinz nun allerdings geirrt; man kennt Marwitz auch ohne den Rheinsberger Obelisk.

Die schönsten Worte richten sich an Zieten. Innigkeit und wahre Verehrung spricht aus jeder Zeile. Der alte Husar ist auch hier Sieger geblieben:

Toutes les fois qu'il combattit il triompha.
Son coup d'œil militaire joint
A sa valeur héroïque
Decidoit du succès des combats;

* Hilfe im Kampf. ** Wahl aus persönlicher Wertschätzung. *** Mit der Fahne in der Hand wurde er das Opfer seines Eifers vor Prag am 6. Mai 1757. † Da er mit 36 Jahren 1759 starb, würden sein Verdienst und seine Dienste vergessen werden, wenn dies Denkmal sie nicht zum Gedächtnis aufbewahrte.

Mais ce qui le distinguait encore plus
Ce furent son intégrité, son désintéressement
Et son mépris pour tous ceux
Qui s'enrichissaient aux dépens
Des peuples opprimés*.

Was den weiteren Wortlaut dieser Inschriften (in deutscher Übersetzung) angeht, so verweis' ich auf das Schlusskapitel, das an betreffender Stelle noch eine Anzahl von Notizen über Rheinsberg und seine Sehenswürdigkeiten bringt.

Es dunkelt, und nur mühsam noch entziffern wir die letzten Inschriften; nun kehren wir im Kahn über den See zurück. Leise Nebel ziehen auf und ab, in Dämmerung liegt das Schloß; aber von den Bäumen des Parks her klingt es herüber wie leise Stimmen aus alter Zeit.

* Jedesmal, wenn er kämpfte, triumphierte er. Sein militärischer Blick und sein Heldenmut entschied den Erfolg der Schlachten. Aber was ihn noch mehr auszeichnete, war seine Rechtschaffenheit, seine Uneigennützigkeit und seine Verachtung für alle diejenigen, die sich auf Kosten der unterdrückten Völker bereicherten.

Zwischen Boberowwald und Huvenowsee

oder

Der Rheinsberger Hof von 1786—1802

In einem früheren Kapitel sprach ich die Hoffnung aus, daß die Prinz-Heinrich-Zeit des Rheinsberger Schlosses, die über den Kronprinzlichen Aufenthalt daselbst halb vergessen zu werden pflegt, über kurz oder lang ihren Historiographen, oder wenn dies Wort zu gewichtig klingt, ihren Erzähler finden möchte. Ich habe nun, seitdem ich bei einem ersten Besuche Rheinsbergs jene Worte niederschrieb, selbst zu sammeln gesucht und gebe in nachstehendem, was ich gefunden. Das Terrain, das dabei in Betracht kam (denn der Rheinsberger Hof hatte später seine Außenwerke und Filiale) liegt zwischen dem Boberowwald und dem Huvenowsee, und hab' ich demgemäß die Überschrift dieses Kapitels gewählt.

Bis 1786 war der Aufenthalt des Prinzen Heinrich in Rheinsberg ein vielfach unterbrochener: Kriege, Reisen und diplomatische Missionen hielten ihn jahrelang fern; erst von 1786 an gehörte er dem „stillen Schloß am Boberowwald“ mit einer Art Ausschließlichkeit an, freilich auch dann erst, nachdem er noch einen ernstesten Versuch gemacht hatte, Paris an die Stelle von Rheinsberg treten zu lassen.

Dies beinah völlige Sichfernhalten von der Welt, das nun eintrat, war nur bis zu einem gewissen Grade seine freie Wahl. Den großen König, seinen Bruder, hatte er nicht geliebt, aber er hatte ihn respektiert; seit dem Tode Friedrichs indes hatten die Dinge eine Richtung angenommen, die ihm eine Beteiligung daran, die wie Gutheißung ausgesehen hätte, unmöglich machte. Auch glaubte man ohne ihn fertig werden zu können. Man erbat seinen Rat nicht länger, so gab er ihn auch nicht mehr. Mit höchster Mißbilligung sah er auf den Einfluß der Riez und ihres Anhangs. „In dieser Spelunke ist alles infame“ sagte er, als er eines Tages an dem Palais der (späteren) Gräfin Lichtenau vorüberkam. Ein Prinz, der

bei sonst großer Zurückhaltung über die Favoritin ein solches Wort zu äußern wagte, gehörte nicht mehr an den Hof und sprach durch so einschneidende Urtheile seine eigene Verbannung aus.

Die Verstimmung des Prinzen war eine so tiefe, daß ihm Rheinsberg nicht fern und abgelegen genug erschien und der Wunsch immer lebendiger in ihm wurde, den Rest seiner Tage im Auslande, in Frankreich zu verbringen. Schon 1784 hatte er sich schweren Herzens von Paris getrennt und dem Herzoge von Nivernois die Worte zugerufen: „Ich verlasse nun das Land, nach dem ich mich ein halbes Leben lang gesehnt habe und an das ich nun während der zweiten Hälfte meines Lebens mit so viel Liebe zurückdenken werde, daß ich fast wünschen möchte, ich hätt' es nicht gesehn.“ Nach diesem Lande seiner Sehnsucht zog es ihn jetzt mit verdoppelter Kraft; aber die Götter waren seinem Vorhaben nicht hold. Es schien, daß er dem engen Kreise verbleiben sollte, dem er seit vierzig Jahren, wenn auch mit Unterbrechungen, angehört hatte. 1787 machten politische Konstellationen die Übersiedlung nicht möglich; 1788 im Juni ging er wirklich, und dem Ankauf eines palaisartigen Hauses in Paris folgten Unterhandlungen wegen Ankauf eines größeren in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Grundbesitzes, aber eh sie zum Abschluß kamen, zogen die Wetter der Revolution immer drohender, immer sichtbarer herauf, und der Prinz, der sich nach Ruhe, nach stiller Betrachtung sehnte, kehrte schweren Herzens in seine Rheinsberger Einsiedelei zurück. Von da ab gehörte er derselben ganz.

Meine Aufgabe, wie schon eingangs angedeutet, wird darin bestehen, den Prinzen in diesem seinem Stilleben zu schildern und mit einiger Bestimmtheit festzustellen, in welcher Weise und in welcher Genossenschaft er das letzte Jahrzehnt seines Lebens verbrachte.

Diese meine Aufgabe war insoweit schwierig, als gedruckte Mitteilungen aus jener Epoche so gut wie gar nicht vorliegen; aber wenn auf der einen Seite das Fehlen literarischer Überlieferungen gewisse Schwierigkeiten geschaffen hat, so genoß ich doch andererseits des nicht genug zu schätzenden Vorzugs, mit Rücksicht auf namentlich die letzten zehn Jahre der Rheinsberger Hofhaltung Personen zu begegnen, die jene letzten Prinz-Heinrich-Tage entweder noch miterlebt hatten, oder doch von diesen Tagen wie von etwas eben Geschehenem und Erlebtem hatten erzählen hören. Es

bezieht sich dies namentlich auf die Mitteilungen über den Major von Kaphengst und den Grafen und die Gräfin La Roche-Lymon.

Die Rheinsberger Kirche hat zwei Glocken aus dem Jahre 1780. Die kleinere von diesen, die die Namen einer Anzahl Rheinsberger Bürger als Inschrift trägt, interessiert uns nicht, wohl aber die größere (in einem früheren Kapitel schon erwähnte), die uns bestimmte Anhaltspunkte für die Geschichte des Prinzen Heinrich gibt. Die Inschrift dieser Glocke (augenscheinlich ein Geschenk des Prinzen Heinrich an die Stadt) bringt neben dem schon zitierten mehr als altfränkischen Spruch:

Des Feuers starke Wut riß mich in Stücken nieder,
Mit Gott durch Meyers Hand ruf ich doch Menschen wieder, —

folgende Namen: Prince Frédéric Henri Louis de Prusse, frère du Roi. Major de Kaphengst. Baron Frédéric de Wreich. Baron Louis de Wreich. Baron de Kniphausen. Baron de Knesebeck. de Tauentzien. Alle diese waren Kavaliere des Prinzen. Rechnen wir hierzu den Bibliothekar und Vorleser des Prinzen (erst Francheville, dann Toussaint), die Mitglieder einer französischen Schauspielertruppe und einer deutsch-italienischen Kapelle, endlich eine Anzahl Kammerdiener, Lakaien und Leibhusaren (die ein förmliches Korps bildeten), so haben wir durchaus die Elemente beisammen, aus denen sich 1780 der Rheinsberger Hof zusammensetzte. Die obengenannten Kavaliere wohnten im Kavalierrhause, die Lakaien und Kammerdiener im Schloß, endlich die Künstler aller Art und jeden Grades in der Stadt zur Miete.

Einen zweiten sicheren Anhaltspunkt, ebenso zuverlässig wie die Glockeninschrift, geben uns die „dernières dispositions“* des Prinzen, aus denen wir ersehen, daß der Zahl nach sichtlich zusammengeschmolzen damals (1802) Graf Noeder (Hofmarschall), Graf La Roche-Lymon (Adjutant), Mr. Lebeauld (Kammerrat) und Herr Steinert (Baurat) die Umgebung des Prinzen bildeten. Major von Kaphengst, Baron Knesebeck und Tauentzien lebten noch und unterhielten, wenigstens teilweise die alten Beziehungen, so daß wir, wenn wir die bestimmt verbürgten Namen von 1780 und 1802 zusammentun, im wesentlichen eine Übersicht über die Persönlichkei-

* letzten Verfügungen.

ten gewinnen, die während der letzten zwanzig Jahre die Träger und Repräsentanten des Rheinsberger Hoflebens waren.

Über jeden der Genannten werde ich einige Worte zu sagen, über einzelne (Kaphengst und La Roche-Lymon) mich ausführlicher zu verbreiten haben. Bevor wir aber zu diesen Personalien übergehen, suchen wir in ähnlicher Weise, wie wir eine Feststellung der Persönlichkeiten ermöglichten, auch zunächst in allgemeinen Zügen festzustellen, unter welcher Benützung der Zeit die Rheinsberger Tage verflossen.

Der Vormittag gehörte der Arbeit; die zweite Hälfte des Tages der Gesellschaft, dem Diner, der Lektüre¹, dem Schauspiel, der Musik. Nur gelegentlich unterbrachen Ausflüge in die nähere oder weitere Umgegend den vorgeschriebenen Lauf des Tages; noch seltener waren Festlichkeiten, ja der Zeitabschnitt von 1790 bis 1802 weist von großen Festlichkeiten (für die der Prinz in früheren Jahren eine entschiedene Vorliebe hatte) vielleicht nur das eine Fest, „die Einweihung des Monumentes“ auf, auf das wir später ausführlicher zurückkommen werden.

Wenden wir uns zunächst dem Vormittage zu, der Arbeitszeit des Prinzen. Da er, unähnlich seinem großen Bruder (mit dem er die Antipathien gegen die Jagd gemein hatte), von der Landwirtschaft die allergeringste Meinung hegte und offen aussprach, daß das Säen und Ernten zwar sehr wichtig, aber die Sache jedes Bauern sei, so raubte ihm die Verwaltung seiner Besitzung, die er seinen Pächtern und Inspektoren überließ, nichts von seiner Zeit, die er nun ungestört dem Studium widmen konnte. Unter diesen Studien stand das Studium der Kriegswissenschaften und der schönen Literatur, soweit sie Frankreich betraf, obenan. Gleicherweise wie sein Bruder, der König, verfolgte er mit nicht ermüdender Vorliebe die Werke der französischen Philosophen, schwärmte für Voltaire und schrieb selber Verse, von denen mit satirischem Anflug bemerkt worden ist, daß sie lebhaft an die Verse seines Bruders erinnern hätten. Ubrigens wurden seine dichterischen Versuche von seinen französischen Vorlesern entsehlert, erst von Francheville, dann von Loussaint. Neben diesen poetischen Versuchen (z. B.

¹ „Die Bibliothek des Prinzen“, schreibt Heinrich von Bülow, „war sehr ansehnlich. Er hatte auch ein Exemplar der Bibel in seinem Kabinett, aber er hatte sie nur, wie man in einem Prozeß die Akten der Gegenpartei beachtet und um sich hat.“

eine lyrische Bearbeitung der *Alzire* des Voltaire; auch rühren vielleicht die Distichen im Freundschaftstempel und ähnliches von ihm her) war es eine ausgedehnte Korrespondenz, die seine Arbeitszeit in Anspruch nahm und neben dieser Korrespondenz vor allem wiederum die Aufzeichnung seiner Memoiren. Von diesen Aufzeichnungen ist wenig zur Kenntnis der Welt gelangt; seine Kritik des Siebenjährigen Krieges, oder mit anderen Worten des Königs, wenn sie nicht wirklich vernichtet ist, ruht unerbrochen und zunächst unzugänglich in unsern Archiven; andre seiner Arbeiten haben es verschmäht, unter dem Namen ihres erlauchten Verfassers in die Welt zu treten und sollen sich, teilweise wenigstens in den militärischen Schriften wiederfinden, die zwischen 1802 und 1804 vom Grafen La Roche-Aymon, dem letzten Adjutanten des Prinzen, veröffentlicht wurden. Mit besonderer Vorliebe, das mag schon hier eine Stelle finden, verfolgte er die Kriegs- und Siegeszüge Moreaus, den er fast höher stellte als Napoleon, wobei man freilich nicht vergessen darf, daß der Prinz 1802 bereits starb, also früher als die großen Ruhmesschlachten, die so viele Staaten zertrümmerten, geschlagen wurden. Er erlebte nur Marengo noch. Die Gegner des Prinzen haben nichtsdestoweniger aus dieser Vorliebe für Moreau den Schluß ziehen wollen, daß der Prinz nur ein korrekter Pedant und trotz aller seiner Korrektheit, oder vielleicht um derselben willen, nicht imstande gewesen wäre, ein wirkliches Genie zu begreifen.

Die ersten Nachmittagsstunden gehörten dem Diner. Man aß zur Winterzeit im Schloß, während des Sommers, so oft es das Wetter erlaubte, im Freundschaftstempel oder auf der Remusinsel. Der Prinz war außerordentlich mäßig, und eine gebackene Speise, wie sie sein Bruder liebte: Makkaroni, Parmesankäse und Knoblauchsaft, hätte ihn getötet. Wie er die Frauen nicht liebte, so auch nicht den Wein, aber er war billig denkend genug, seinen Privatgeschmack nicht zum allgemeinen Gesetz zu erheben und seine Küche, wie sein Keller, ließen niemanden darben. Die Unterhaltung, wenn gleich sich innerhalb gewisser Formen haltend, wie sie die Gegenwart eines Prinzen und noch dazu eines solchen erheischte, war innerlich vollkommen frei. Von Krieg und Kriegführung wurde selten gesprochen; es schien, wie etwas zum Metier Gehöriges, und eben deshalb verpönt. Er war sehr eitel, und stilvolle Huldigungen,

auch solche, die ihm als siegreichem Feldherrn galten, nahm er gern entgegen, aber er selbst war viel zu vornehm, um die Unterhaltung auf seine Taten und Siege hinzulenken. Daß er Gespräche der Art vermieden wünschte, deutete er schon dadurch an, daß niemand in Dienstkleidung (Uniform) erscheinen durfte; Hof- oder Gesellschaftskleid war Vorschrift. Die Unterhaltung drehte sich um Fragen der Kunst und Wissenschaft, um philosophische Streitfragen und Dinge der Politik. Über letztere äußerte er sich mit großer Freimütigkeit, mißbilligte den preussischen Krieg gegen Frankreich, der endlich zum Basler Frieden führte, und zeigte bis zuletzt gewisse Sympathien mit der Französischen Revolution. Ob diese Sympathien (so bemerkt Heinrich von Bülow) in wirklicher Vorliebe für freie Staatsverfassungen wurzelten, oder nur ein Resultat der Anschauung waren, daß alles Französische gut sei, auch eine Französische Revolution, mag dahingestellt bleiben. In ähnlich offener Weise nahm er Partei für die Polen, und dieselbe Teilung, zu deren Vollziehung er als gehorsamer Diener seines Königs (am Hofe Katharinen's) mitwirkte, hielt er trotz alledem ebensowenig für ein Meisterstück der Politik, wie für eine Handlung der Gerechtigkeit. Mit besonderer Vorliebe wurden philosophisch-religiöse Sätze beleuchtet und diskutiert, und alle jene wohlbekannten Fragen, auf deren Lösung die Welt seitdem verzichtet hat, wurden unter Aufwand von Geist und Gelehrsamkeit mit Sätzen pro und contra immer wieder und wieder durchgekämpft.

Dem Diner folgte, wenn auch nicht täglich, so doch so oft wie möglich, Theater oder Konzert. Über die Stücke, die zur Aufführung kamen, habe ich nichts Bestimmtes erfahren können, aber es scheint, daß Voltaire, wie den Kreis der Anschauungen und Unterhaltungen, so auch die Bühne beherrschte. Auch die Namen der Künstler sind bis auf wenige verschollen: Blainville, der Liebling des Prinzen, Demoiselle Toussaint, eine Tochter oder Schwester des Vorlesers, Demoiselle Aurore, vor allem Suin de Boutemars, sind die einzigen, die sich durch das eine oder andere Ereignis noch im Gedächtnis der Stadt Rheinsberg erhalten haben.

Wir haben bis hierher den Durchschnittstag des Rheinsberger Hoflebens beschrieben; was ihn unterbrach, waren Besuche, die kamen, oder Ausflüge, die gemacht wurden, dann und wann, aber selten, eine wirkliche Festlichkeit.

Zum Besuch kamen Prinz Ferdinand, Prinzess Amalie (noch jetzt führen einige Zimmer ihren Namen), vor allem Prinz Louis Ferdinand, der ein besonderer Liebling seines Oheims und die Hoffnung desselben war. An diese fürstlichen Besuche (unter denen auch das Erscheinen des Großfürsten Paul von Rußland zu nennen ist), schloß sich der Besuch derer, die früher als Militär oder Hofleute in dienstlichen Beziehungen zum Prinzen gestanden hatten, Namen, auf die wir weiterhin zurückkommen werden.

Die Ausflüge gingen näher und weiter. Der Winteraufenthalt in Berlin (im Prinz Heinrichschen Palais, der jetzigen Universität) wurde immer mehr gekürzt, aber die kleinen Reisen in die Umgegend, die Besuche bei bewährten Anhängern blieben. Der alte Zieten in Bustrau (bis 1786, wo er starb), Prinz Ferdinand in seinem Ruppiner Palais (bis 1787, wo es niederbrannte) wurden besucht, besonders aber galten diese Ausflüge dem Grafen Breech auf Tamsel und dem Major von Kaphengst auf Meseberg. Auf beide kommen wir ausführlich zu sprechen.

Der Festlichkeiten, an deren sinnige und glänzende Ausführung der Prinz in früheren Jahren so großen Aufwand von Zeit und Mitteln gesetzt hatte, wurden weniger im Lauf der Jahre, aber sie fanden wenigstens bei besonderen Gelegenheiten statt. Der Jahrestag der Freiburger Schlacht (die er mit Recht als sein strategisches Meisterstück ansah) wurde alljährlich gefeiert, und am 6. Mai 1787 gab er zur Erinnerung an die Schlacht bei Prag allen Offizieren und Gemeinen des Regiments Ikenplik, die jenen Siegestag unter seiner Führung mit durchgemacht hatten, ein glänzendes Fest. Er war zu dieser Feier doppelt berechtigt, einmal durch die Tat selbst, zu deren Gedächtnis das Fest gegeben wurde, noch mehr aber dadurch, daß sich die Neuzeit ein Ansehen gab (der große König war seit kaum Jahresfrist tot), solche Taten vergessen zu dürfen. Der Prinz kommandierte am Tage der Prager Schlacht bekanntlich den rechten Flügel. Es war das berühmte Regiment Ikenplik, das er zum Angriff führte, und das ihm festen Schrittes folgte. Plötzlich stuzten die Grenadiere an einem Wassergraben, weil er zu tief schien. Prinz Heinrich warf sich sogleich hinein. Die Kleinheit seiner Person vermehrte die Größe der Aufopferung und steigerte die Wirkung. Alles folgte ihm nach und schlug den Feind. Offiziere und Gemeine des Regiments, die jenen Ruhmestag miterlebt hat-

ten, saßen nun dreißig Jahre später an der Festestafel ihres Führers, und die begeisterten Lebehochs, die erschallten, klangen laut genug, um auch das Ohr des königlichen Neffen zu treffen. Das Festmahl war neben einer pietätvollen Huldigung gegen die Heimgegangenen vor allem auch eine Demonstration gegen Lebende; aber, wie immer auch, diese Demonstration war berechtigt.

Auch eine Demonstration, aber zu gleicher Zeit ein sonnigeres, von den Strahlen der Poesie und der Geschichte umleuchtetes Fest, war die Einweihung (am 4. Juli 1791) des oftgenannten Obeliskens, der sich gegenüber dem Rheinsberger Schloß an der andern Seite des Sees, auf leis ansteigendem Terrain erhebt. Die Inschriften dieses Monuments gebe ich an anderer Stelle (siehe die Anmerkungen), hier nur einiges über die Festlichkeit selbst. Es war eine militärische Feier, aber zu gleicher Zeit ein Volksfest. Aus allen Städten und Dörfern der Grafschaft war man herbeigekommen, und Tausende umstanden entweder den weiten Halbkreis des Sees oder waren Augenzeugen von zahllosen Booten aus, die auf der stillen Wasserfläche ihren Stand genommen hatten. Das schönste Sommerwetter begünstigte das Fest. Um das Denkmal selbst herum grupperten sich Hunderte von Offizieren, alte und junge, teils solche, die die große Zeit noch mit erlebt hatten, teils nahe Anverwandte jener, derer die Medailloninschriften des eben enthüllten Obeliskens in goldenen Buchstaben gedachten. Weiter den Hügel hinauf, im Halbkreis den Kreis der Offiziere umschließend, standen die Unteroffiziere und Gemeinen der alten Regimenter. Der Enthüllungsfeier selbst folgte in den Sälen des Schlosses ein glänzendes Bankett, bei dem der Prinz eine längere, wohlausgearbeitete Rede hielt, auch an diesem Tage in französischer Sprache. Es scheint, daß er der deutschen Rede geradezu nicht mächtig war. Wunderbares Resultat einer Erziehung, die in an und für sich richtigem Streben nur das Deutsche gewollt und alles Französische verpönte hatte. Die Rede selbst, die aufbewahrt worden ist und z. B. im *vie privée du Prince Henri* * eine Stelle gefunden, hat, scheint auf den ersten Blick wenig mehr zu bieten, als wohlstilisierte, ziemlich zopfige Phrasen und Betrachtungen, wie sie damals üblich waren, aber bei mehr kritischer Betrachtung erkennt man sofort die poli-

* Privatleben des Prinzen Heinrich.

tische Seite dieses scheinbar bloß oratorischen Übungsstückes. Ich gebe hier nur eine Stelle daraus:

„Allen Bewohnern der Städte und des Landes, welche in diesem Kriege die Waffen trugen, gebührt ein gleiches Recht an die Trophäen und Palmen des Sieges. Unter der Leitung ihrer Anführer weihten sie ihre Arme und ihr Blut ihrem Vaterlande. Sie haben es mit Mut und Kraft aufrechterhalten und verteidigt. Unsere Absicht ist, der preussischen Armee ein Zeugnis unserer Dankbarkeit darzulegen. Den Eingebungen unseres Herzens zufolge wollen wir Beweise der Hochachtung denjenigen geben, welche wir persönlich kannten. Warum aber vermißt man Friedrich unter der Zahl dieser berühmten Namen? Die von diesem Könige selbst aufgesetzte Geschichte seines Lebens, die Lobschriften auf ihn nach seinem Tode, ließen mir nichts zu sagen übrig; aber große, in der Dunkelheit geleistete Dienste werden in diesen Lobschriften nicht der Vergessenheit entzogen, können es oft nicht, denn die Zeit löscht alle Eindrücke aus, und der folgenden Generation fehlen die Zeugen der Taten der vorhergehenden; das Andenken der Begebenheiten schwindet, die Namen gehen verloren, und die Geschichte bleibt nur ein unvollkommener Entwurf, oft zusammengefügt durch Schmeichelei und Trägheit.“

Dies genüge. Man muß diese Rede mit demselben geschärften Auge lesen wie die Medailloninschriften des Monumentes selbst. Auch diese Feier, wie schon hervorgehoben, war eine Demonstration. Der Held, dessen Andenken der Obelisk und die Feier galt, war Prinz August Wilhelm, der Vater des Fürsten, der eben damals den Thron der Hohenzollern einnahm und seines alten Oheims, des Rheinsberger Prinzen entraten zu können glaubte, jenes Sonderlings, der wohl Schlachten gewonnen hatte, aber kein Herz hatte — für Frauen und Wein.

Große Festlichkeiten sind dieser Enthüllungsfeier nicht mehr gefolgt; die Schwere des Alters fing an zu drücken, und Einsamkeit, Stille wurden erstes, wenn auch nicht ausschließliches Gebot.

Bis hieher bin ich bemüht gewesen, das Leben, wie es sich am Rheinsberger Hofe während der letzten zehn oder fünfzehn Jahre gestaltete, in seinen allgemeinen Zügen zu schildern. Ich gehe nun zu einer Besprechung der einzelnen Persönlichkeiten über, die wäh-

rend dieser Epoche, die einen früher, die andern später, die nächste Umgebung des Prinzen bildeten, und hoffe dabei Gelegenheit zu finden, ein bisher nur in Umrissen gegebenes Bild durch eine Reihe von Details zu beleben.

Ich beginne mit nochmaliger Aufzählung der Persönlichkeiten selbst. Es waren: Baron Kniphausen, Baron Knesebeck, zwei Barone Breich (auch Breech geschrieben), Kapitän von Tauenzien, Major von Kaphengst, Baurat Steinert, Kammerrat Lebeauld, Graf La Roche-Aymon und Graf Roeder. Von letzterem bin ich außerstande gewesen, irgend etwas in Erfahrung zu bringen.

Baron Dodo von Kniphausen war eine Art Ehrenkammerherr und gehörte dem Kreise mehr als Volontär wie als Träger einer wirklichen Hofcharge an. Mehr noch als die Unabhängigkeit seiner Stellung gab ihm sein scharfer Verstand und seine politische Bildung ein Ansehen am Rheinsberger Hofe, eine Bildung, die bedeutend genug war, um die Aufmerksamkeit Mirabeaus zu erregen, der der „politischen Hoffnungen“ erwähnt, „die das Land an den ostfriesischen Freiherrn knüpfte“. Was ihn an den Hof des Prinzen Heinrich führte, war neben seiner nahen Verwandtschaft mit den beiden Baron Breichs (er war mit einer älteren Schwester derselben vermählt) die Gleichgeartetheit politischer Anschauungen; der Prinz und er waren eins in ihrer Mißstimmung über das, was in Berlin geschah, besonders in ihrer Abneigung gegen den Minister Herzberg, eine Abneigung, die beim Prinzen politische, beim Baron Kniphausen aber, der ein Stiefbruder des Grafen Herzberg war, persönliche Gründe und Interessenmotive hatte. Andere geistige Berührungspunkte zwischen dem Prinzen und dem Freiherrn mochten fehlen. Kniphausen war ein passionierter Landwirt, eine Tätigkeit, ein Beruf, dem, wie schon erwähnt, Prinz Heinrich den allerniedrigsten Rang einräumte. Diese verschiedenen Ansichten über den Wert der Landwirtschaft führten zu einer kleinen Anekdote, die H. von Bülow in seinem mehrerwähnten Buche erzählt. „Kniphausen“, so schreibt er, „der viel von seinen ostfriesischen Kindern sprach und sich vielleicht gelegentlich von Rheinsberg aus zu ihnen hinsehnen mochte, erhielt zur Strafe für diese beständigen Agrikulturgespräche eine Weste vom Prinzen geschenkt, die mit lauter Kindern bedruckt war. Kniphausen dankte und trug nun die Weste tagtäglich wie im Triumph, bis der Prinz eine ungnädige

Bemerkung machte, ungnädig, weil er fühlte, daß sich der Stachel der Satire gegen ihn selbst gekehrt hatte."

Baron Knesebeck, geb. 1748, gest. 1828, mit seinem vollen Namen Karl Franz Paridam Kraft von dem Knesebeck-Mylendonck, war der letzte männliche Sproß aus der Linie Tilsen bei Salzwedel. Seine Mutter war eine Grumbkow, Tochter des bekannten Feldmarschalls unter Friedrich Wilhelm I.; seine Großmutter war eine Freiin von Mylendonck, durch welche neben einem bedeutenden Grundbesitz im Geldernschen (die Herrschaft Frohnenburg) auch der Name Mylendonck in die Familie kam. Bis 1773 besaß unser Karl Franz Schloß Tilsen, das alte Stammgut der Knesebecks; in diesem letztgenannten Jahre aber ererbte er die Herrschaft Frohnenburg von einem älteren Bruder und trat Schloß Tilsen an einen jüngeren ab. Durch die Einführung der neuen französischen Gesetzgebung am Rhein, welche alle Lehns- und Erbpachtsverhältnisse löste, verlor Karl Franz seinen ganzen Besitz, und es blieb ihm von der Geldernschen Herrschaft (Frohnenburg) nichts, als ein altes Schloß mit Garten und die auf dem ehemaligen Besitz haftenden Schulden. So mehr als arm und besitzlos geworden, kehrte er zu seinem Bruder nach Tilsen zurück. Die eben damals zur Hebung kommende Präbende des Domstifts Magdeburg gewährte ihm eine auskömmliche Existenz. Er hieß gewöhnlich der „Domherr“. In dieser Zeit, also in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre scheint es, wurden die Beziehungen zum Rheinsberger Hofe wieder aufgenommen. Ganz unterbrochen waren sie nie. Nach der Schlacht bei Jena, als Magdeburg westfälisch wurde (unter Jerome), verlor er seine Präbende und war wieder mittellos. 1810 starb der Besitzer von Tilsen kinderlos, und das alte Stammgut der Familie, das er in jungen Jahren bereits besessen hatte, kam nun zum zweitenmal in seine Hand. Er vermachte es mit Übergehung der Hannöversch-Wittingenschen Linie dem Sohne seiner Schwester, die einen Karweschen Knesebeck, also einen Vetter, geheiratet hatte. Dieser Sohn war der spätere Feldmarschall von dem Knesebeck, von dem ich in dem Kapitel „Karwe“ ausführlicher gesprochen habe. So vereinigte der Feldmarschall den ganzen Besitz: Karwe, Tilsen und Schloß Frohnenburg. Mit Karl Franz ist der Name Mylendonck erloschen. Schloß Frohnenburg, zu dem, wie wir gesehen haben, kein Areal gehörte, wurde in den dreißiger Jahren

vom Feldmarschall verkauft, so daß von dem alten Besitz der Freiherrn von Nylendonck nichts mehr vorhanden ist. — Baron Knesbeck (Karl Franz) blieb Kammerherr am Rheinsberger Hofe bis zum Ableben des Prinzen und wird im Testament desselben mit folgenden Worten erwähnt: „Dem Baron von Nylendonck-Knesbeck, der mir als Page und später als Offizier in meinem Regimente gedient, auch später noch, nachdem er den Abschied genommen, mit unwandelbarer Treue zu meiner Person gestanden hat, vermache ich eine Dose von Lapis Lazuli. Sie trägt einen Karneol in der Mitte und ist oben und unten mit Diamanten besetzt.“ Einzelheiten aus seinem Rheinsberger Leben habe ich nicht erfahren können.

Die beiden Breichs. Baron Friedrich von Breich, der ältere Bruder, war Hofmarschall am Rheinsberger Hofe, Baron Ludwig war Kammerherr. Beide waren Söhne jener schönen Frau von Breich („un teint de lis et de rose“*), die den Kronprinzen Friedrich während seines Küstriner Aufenthalts mit einer leidenschaftlichen Zuneigung erfüllt hatte. Baron Friedrich wegen seiner Länge „der große Breich“ geheißen, starb zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und Tamsel, in dessen Besitz er sich seit 1746 befunden hatte, ging an Baron Ludwig den jüngeren Bruder über. Dieser seit 1786 in den Grafenstand erhoben, war einer der treuesten Anhänger des Prinzen und lebte mehr in Rheinsberg und Berlin als auf seinem ererbten Gute. Der Sommer 1787 jedoch sah ihn monatelang in Tamsel, um Schloß und Park für den zugesagten Besuch des Prinzen Heinrich festlich herzurichten. Graf Ludwig hatte lange genug in der Nähe des Prinzen gelebt, um diesem Meister im Arrangieren von Festlichkeiten wenigstens einiges von seiner Inszenierungskunst abgelauscht zu haben, und als der Prinz im Juli des genannten Jahres nun wirklich erschien, begrüßten ihn Arrangements, wie er selber sie nicht schmeichelter und stilvoller hätte herstellen können. Statuen und Inschriften, wohin er blickte, Vergleiche in Reim und Bild, Erinnerungen an seine Siege oder Mahnungen an Personen, die seinem Herzen teuer gewesen waren. Halbverdeckt unterm Rasengrün schimmerte ein weißer Sandstein zum Andenken an die schöne Lisette Tauenzien (erste Gemahlin Tauenziens von Wittenberg, eine geborne von Marschall) und die eingegrabenen Worte: „Rose, elle a vécu ce

* mit dem Teint einer Lilie und Rose.

que vivent les roses — l'espace du matin *" weckten im Herzen des Prinzen eine stille Erinnerung an die früh aus dem Rheinsberger Kreise Geschiedene. An anderer Stelle boten sich nebeneinander gestellt die Büsten des Großen Kurfürsten und des Prinzen dem Auge des letzteren dar, und französische Verse zogen Parallelen zwischen jenem, der ein Vater flüchtiger Franzosen wurde, und zwischen diesem, „der die Herzen aller Franzosen unter das Gesetz seiner geistigen Macht und Schönheit zu zwingen wußte“; die Hauptüberraschung aber brachte der Abend.

Im Rücken von Tamsel unmittelbar hinter dem Park liegt eine romantische Wald- und Hügelpartie, durch die sich ein Hohlweg, die Straße nach dem benachbarten Jorndorf zieht. Sei es, daß die Lokalität einige Züge mit dem Terrain, um dessen Reproduzierung es sich handelte, gemein hat, oder sei es, daß man einfach nahm, was man hatte, gleichviel, der Hohlweg war auf Anordnung des Grafen Ludwig überbrückt worden, um an dieser Stelle die Erstürmung des Passes von Gabel, eine der glänzendsten Waffentaten des Prinzen, noch einmal bildlich zur Darstellung zu bringen. Im Hohlweg standen die Tamseler und Küstriner, Kopf an Kopf, um Zeuge des prächtigen Schauspiels zu sein, und Feuerwerk und Leuchtkugeln erhellten die Nacht, als Graf Ludwig von dem links gelegenen Hügel aus den Prinzen an den Eingang zur Brücke führte. Unter dem Jubel der Menge überschritt der Prinz diese, an deren entgegengesetztem Ende drei Johanniter-Ritter (Graf Dönhof, von Schack und von Tauenzien) in rotem Kriegskleid und schwarzen Ordensmänteln ihm entgegentraten und auf die Worte hinwiesen:

Henry parait! il fait se rendre!
 Vous fremissez fiers Autrichiens!
 Si vous pouviez le voir, si vous pouviez l'entendre
 Vous béniriez le sort qui vous met dans ses mains.

Also etwa:

Heinrich erscheint und vor seinem Begegnen
 Zittert Osterreich und unterliegt;
 Kenntet ihr ihn, ihr würdet es segnen,
 Stolze Feinde, daß Er euch besiegt.

* Als Rose hat sie wie die Rosen nur einen Morgen erlebt.

Die Erinnerung an jenen glänzenden Abend lebt noch bis heute bei den Tamselern fort; die alte reiche Familie aber (sie besaß eine Anzahl Güter in der Umgegend), die diese Festlichkeit ins Leben rief, ist seitdem längst vom Schauplatz abgetreten. 1795 starb Graf Ludwig Breech der letzte seines Geschlechts, und Tamsel ging durch Erbschaft auf den Grafen von Dönhoff über. Ein halbes Jahrhundert lang hatten die Breechs dem Rheinsberger Hofe treulich gedient und aus nicht völlig aufgeklärten Gründen ihre Lebensaufgabe darin gesetzt, den Prinzen Heinrich auf Kosten seines Bruders, des Königs — den die Breechs geradezu haßten — zu verherrlichen.

Bogislaw von Tauenzien, der spätere Graf Tauenzien von Wittenberg, Sohn des berühmten Verteidigers von Breslau, gehörte fünfzehn Jahre lang dem Rheinsberger Hofe an. Er war ein ganz besonderer Liebling des Prinzen, der schon 1776 den damals erst sechzehnjährigen Fähnrich von Tauenzien zu seinem Adjutanten ernannte. Bis ganz vor kurzem noch befand sich ein trefflicher alter Stich im Rheinsberger Schloß, der die Szene darstellt, wie der Fähnrich von Tauenzien seine erste Meldung vor dem Prinzen macht. 1778 bei Ausbruch des bayrischen Erbfolgekrieges folgte Tauenzien dem Prinzen nach Sachsen und Böhmen und kehrte mit ihm in das Rheinsberger Stilleben zurück, das nur durch die zweimalige Reise des Prinzen nach Paris (1784 und 1788) auf längere Zeit unterbrochen wurde. Auf beiden Reisen begleitete Tauenzien den Prinzen (1784 als Leutnant, 1788 als Kapitän) und gedachte noch in späteren Jahren dieses Aufenthalts in der französischen Hauptstadt mit Vorliebe und besonderer Dankbarkeit. Bis 1791, nachdem er schon das Jahr vorher zum Major befördert worden war, blieb er in Rheinsberg; dann trat er in die Suite des Königs und wurde in den Grafenstand erhoben. Seine Stellung zum Prinzen wurde dadurch eine sehr schwierige; wie er dieser Schwierigkeiten Herr wurde, darüber lassen sich nur Vermutungen äußern. Das Mißverhältnis zwischen dem König und seinem Onkel, dem Prinzen, war offenkundig, und die Frage drängt sich einem auf, wie stellte sich Tauenzien zu zwei Gegnern, die beide Ansprüche auf seine Treue und Dankbarkeit hatten? Wir müssen annehmen, daß er die Aufgabe glücklich gelöst habe (verband er doch ein glückliches Naturell mit der Klugheitsschule des Rheinsberger Hofes), der Prinz würde sonst nicht während des letzten Jahrzehnts seines Lebens so

viele Erinnerungszeichen an Tauenzien um sich geduldet und wert gehalten haben, darunter ein treffliches Oporträt, das bis diesen Tag den Zimmern des Schlosses verblieben ist.

Major von Kaphengst. Die Rheinsberger Kirchenglocke trägt auch den Namen „Major von Kaphengst“ als Inschrift; von ihm und dem Schauplatz seines späteren Lebens werden wir ausführlicher zu sprechen haben. Christian Ludwig von Kaphengst wurde ohngefähr im Jahre 1740 auf seinem väterlichen Gute Gühlig in der Priegnitz geboren. Wann er an den Rheinsberger Hof kam, ist nicht genau festzustellen; wahrscheinlich aber lernte ihn der Prinz schon während des Siebenjährigen Krieges kennen (vielleicht als Offizier im Regimente Prinz Heinrich), fand Gefallen an seiner Jugend und Schönheit und nahm ihn nach erfolgtem Friedensschlus mit nach Rheinsberg. Als Adjutant des Prinzen (eine Stellung, zu der ihn seine geistigen Gaben keineswegs befähigten) avancierte er zum Kapitän, dann zum Major und beherrschte in gewissem Sinne den Hof und den Prinzen selbst, dessen Gunstbezeugungen ihn übermütig machten. Der König, der in seiner Sanssouci-Einsamkeit von allem was vorging, sehr wohl unterrichtet war, mißbilligte unumwunden die eben damals herrschenden Verhältnisse am Hofe seines Bruders und bestimmte diesen endlich, den Günstling, der so viel Anstoß gab, aus seiner Nähe zu entfernen. Aber auch diese Entfernung geschah noch wieder in den Formen einer Gunstbezeugung. 1774 überbrachte ein Page des Königs (von Wülknitz) dem Prinzen Heinrich ein königliches Geschenk von 10 000 Stück Friedrichsdor zugleich mit der Order, „daß er nunmehr den Major von Kaphengst entlassen möge“ — eine mündliche Order, deren Wortlaut sich hier der Möglichkeit der Mitteilung entzieht. Der Prinz, der bei aller Zuneigung zu seinem Günstling doch andererseits genugsam unter der Ungebildetheit und Eitelkeit desselben gelitten haben mochte, gehorchte um so lieber, als die freundschaftliche Entfernung Kaphengsts, die nun erfolgte, dem bestehenden Verhältnis das Drückende unausgesetzten Verkehrs nahm, ohne doch das Verhältnis selbst völlig zu lösen. Der Prinz fügte den 10 000 Stück Friedrichsdors seines Bruders aus eignen Mitteln noch ungefähr dieselbe Summe hinzu und kaufte dafür, also unter Anzahlung von zirka 100 000 Talern einen drei Meilen von Rheinsberg gelegenen

Güterkomplex (die Rittergüter Meseberg, Baumgarten, Schönermark und Rauschendorff), deren Kaufkontrakt er bald darauf dem Major von Kaphengst als ein Geschenk überreichte.

Kaphengst übersiedelte nunmehr nach dem am Huvenowsee gelegenen Schloß zu Meseberg; aber diese Entfernung vom Rheinsberger Hofe ging, wie schon angedeutet, keineswegs mit einer Entfremdung Hand in Hand, und Besuche hüben und drüben unterhielten das gute Einvernehmen, das aus den Trennungen eher Reiz und Nahrung empfing, als allmählich zur Erkaltung führte. Aller klar zutage liegenden Schwächen und Schattenseiten des Günstlings ungeachtet, mußte ein Etwas um und an ihm sein, das den alternden Prinzen wenn nicht sympathisch berührte, so doch mit einem gewissen Wohlgefallen erfüllte. Vielleicht war es das Derbe, ein in manchen Stücken mit Vorliebe gepflegter Jynismus, der so oft um der ihm innewohnenden Natürlichkeit willen ein Interesse, einen Reiz bei denen weckt, denen Beruf und sonstige Neigung die Richtung auf das geistig Verfeinerte geben. Es ist der Zauber des Kontrastes oder ein Sichschadlos halten für empfundenen Zwang.

Nur so vermögen wir uns die Fortdauer des Verhältnisses zwischen Prinz und Günstling zu erklären; denn wenn die Eitelkeit und Habsucht des letztern schon am Rheinsberger Hofe ihre Proben abgelegt hatten, so verschwand dies alles, die ganze Wüsthheit seines früheren Lebens, gegen das, was nun in Schloß Meseberg vor sich ging. Debaucherien aller Art lösten sich untereinander ab, und die unsinnigste Verschwendungssucht (an der der Prinz ernsthaft Anstoß nahm, denn er war sparsam) griff Platz.

Schloß Meseberg war ein kostbarer Besitz an und für sich, aber in den Augen des verblendeten Günstlings nicht kostbar genug.

Graf Wartensleben, der durch seine Frau, eine Erbtöchter der dort früher angefahrenen Groebens, in Besitz Mesebergs und der andern obengenannten Güter gekommen war, hatte 1738 und 1739 an der Südspitze des Huvenowsees ein Schloß aufgeführt. Wie ein Zauberschloß liegt es jetzt noch da. Der Reisende, der hier des Weges kommt und über das Sandplateau hinfährt, dessen weitgespannte Fläche nur hie und da durch einen Kirchturm oder ein Birkengehölz unterbrochen wird, hat keine Ahnung von der verschwiegenen Tal-schlucht mit Wald und See und Schloß, die neben ihm liegt. Dieser tiefgelegene Waldsee, der Huvenowsee geheißt, ist einer jener vie-

len Seen, die sich, alle ähnlich und doch alle verschieden, wohl zwanzig oder dreißig an der Zahl, zwischen dem Ruppinschen und dem Mecklenburgischen hinziehen und die vor allem dazu beitragen, diesem Landstrich seine Schönheit und seinen Charakter zu geben. Unbedingte Stille herrscht, die Bäume, die das Ufer dicht einfassen, stehen windgeschützt und rauschen leiser als anderswo; die Glocken der seldeinwärts oder hoch auf dem Plateau weidenden Herden dringen mit ihrem Klange nicht hinab in diese Einsamkeit, und nichts vernehmen wir als den Schnitt der Sense, die neben uns das Gras mäht, oder den kurzen Ruck, das leise Geräusch, mit dem der Angler die Angelschnur aus dem Wasser zieht. An so romantischer Stelle war es, wo Graf Wartensleben sein Schloß aufführte. Er tat es, wie die Sage geht, um in der Wilhelmstraße zu Berlin nicht ein Gleiches tun zu müssen, denn ein königlicher Befehl war eben damals erschienen, der es jedem Edelmann von Rang und Vermögen zur Pflicht machte, in der Wilhelmstraße ein Palais zu bauen, falls er nicht nachweisen könne, auf seinen eigenen ländlichen Besitzungen mit Aufführung eines stattlichen Schlosses beschäftigt zu sein. So entstand also das Wartenslebenschel Schloß in Meseberg, damit ein Wartenslebenschel Palais in Berlin nicht zu entstehen brauchte, und die Pracht, mit der jenes Schloß am Huvensowsee emporwuchs, übertraf bei weitem das gleichzeitig in Umbau begriffene Rheinsberger Schloß. Die Sandsteinsäulen, die die Fassade bildeten, wurden aus den sächsischen Steinbrüchen, die Marmoramine aus Schlesien herbeigeschafft; breite mächtige Steintreppen stiegen bis in die obern Stockwerke auf, eichne Paneele umliefen die Zimmer, während andre boisiert waren bis an den Plafond. Kostbare Blumenstücke, wahrscheinlich von der Hand Dubuissons und bis diesen Augenblick noch in voller Schönheit erhalten, füllten die Felder zwischen Decke und Tür, und eine lateinische Inschrift in einem der Kellergewölbe erzählt getreulich von Müntherus, dem Baumeister, auf dessen Anordnung hier Eichen und Buchen zahllos in den See geworfen und die jetzigen Parkanlagen, die in Terrassen zum See hinabsteigen, ins Leben gerufen wurden. Der Bau überstieg den Reichtum des reichen Grafen, er verbaute sich, der Bau hatte ihm eine Tonne Goldes gekostet².

² Die alte, äußerlich sehr unscheinbare Kirche zu Meseberg ist in ihrer Art nicht minder interessant als das Schloß. Grabsteine der Groebens lie-

So war das Schloß, das der Günstling des Prinzen fünfunddreißig Jahre später (1774) bezog. Aber weit entfernt, an dieser Pracht ein Genüge und mehr denn das zu finden, begann jetzt ein Leben, das sich vorgesezt zu haben schien, hinter dem Reichsgrafen nicht zurückzubleiben und abermals eine Tonne Goldes auszugeben. Neubauten aller Art entstanden, aber Bauten, die zunächst nicht ihren Stolz darin sezten, das Vorhandene durch Treibhäuser und Orangerien auszus schmücken, sondern Bauten, wie sie dem roheren Geschmack und Bedürfnis des Günstlings entsprachen. Ein vollständiger Marstall wurde eingerichtet, zwanzig Luxusperde (laut noch vorhandener Pfandbriefstaxe) wurden gehalten, und auf den Atlaskissen der Stühle und Sofas streckten sich die Windspiele, während eine Meute von Jagdhunden um die Mittagszeit ihr Geheul über den Hof schickte. Jagd, Spiel, Streit und Aventüren füllten die Zeit aus, die kaum noch in Tag und Nacht zerfiel, und mit untergelegten Pferden ging es in fünf Stunden nach Berlin, wohin ihn Theater und große Oper zogen, weniger die Oper als der Tanz und weniger der Tanz als Demoiselle Meroni, die Tänzerin.

Der Prinz hatte wohl Kunde von dem allen, und wenn er sonst nicht Ursache gehabt hätte den Kopf zu schütteln, so gab ihm das eine doch Grund vollauf, daß an seinen Säckel und seine Großmut in sich endlos wiederholenden Geldverlegenheiten appelliert wurde. Er mochte hoffen, durch eine Verheiratung seines einstigen Lieb-

gen vorm Altar, und Denkmäler der verschiedensten Art, aber alle der oben genannten Familie zugehörig, zieren die Wände hinter und neben dem Altar. Rechts hängt ein großes, auch um seines künstlerischen Gehaltes willen sehr bemerkenswertes Familienbild aus dem Jahre 1588, von dem ich vermuten möchte, daß es von einem Schüler des Lukas Cranach herrührt, wenigstens erinnert vieles an diesen Meister. Das Bild ist sehr groß, etwa 12 bis 14 Fuß lang und 10 Fuß hoch und stellt Ludwig von der Groeben und seine Gemahlin (eine geb. Anna von Oppen) samt ihren 17 Kindern dar, 13 Knaben links und 4 Mädchen rechts. Einige Köpfe sind höchst ansprechend. Eltern und Kinder knien in einer Art Kirchenhalle, und über ihnen, wie Schildeereien, die in dieser Halle aufgehängt sind, befinden sich die Darstellungen des Sündenfalls und der Auferstehung. In einem Anbau der Meseberger Kirche befindet sich das Grabgewölbe des oben genannten Grafen Hermann von Wartensleben. Er, seine Frau und zwei Kinder sind darin beigesetzt. Er war Oberst über ein Regiment zu Pferde und starb 1764 oder 1765. Seine Erben besaßen das Gut bis 1774.

lings die Dinge zum Bessern hin ändern zu können, und da dieser auf den Plan willfährig und ohne weiteres einging (schon um durch Nachgiebigkeit einen Anspruch auf neue Forderungen zu gewinnen), so kam im Jahre 1789 zu besonderer Freude des Prinzen eine Vermählung zwischen dem Major von Kaphengst und Demoiselle Toussaint zustande. Maria Louise Therese Toussaint war die Tochter des mehrgenannten Lektors und Bibliothekars des Prinzen und hatte als Schauspielerin bei den Aufführungen auf der Rheinsberger Bühne, wie auch sonst wohl, sich die Gunst des Prinzen in hohem Grade zu erringen gewußt. Etwa um 1780 oder wenig später hatte sie sich mit einem Herrn von Bilguer vermählt; seitdem Witwe geworden, war ihre Hand wieder frei, und als Frau von Kaphengst zog sie nun ein in das schöne Schloß am Huvenowsee.

Die Erwartungen besserer Wirtschaft, die der Prinz an diese Partie geknüpft hatte, erwiesen sich als eitel und irrig, aber umgekehrt gingen, teilweis wenigstens und bis zu einem gewissen Zeitpunkt die Hoffnungen in Erfüllung, die Kaphengst an diese seine Vermählung mit der ehemaligen Favoritschauspielerin geknüpft hatte. Eine neue Handhabe war gewonnen, um sich der Gunst des Prinzen zu versichern. Der jagd- und spielliebende, streit- und handelsüchtige Kaphengst war dem Prinzen, dessen Schatulle schwer unter den Debauchen seines ehemaligen Lieblings zu leiden gehabt hatte, schließlich unbequem geworden. Der neue Kaphengst, der jetzt, wo die gefeierte Toussaint an der Spitze seines Haushalts stand, klug genug war, die Musen nach seinem Schloß hin zu Gast zu laden, erschien dem Prinzen zunächst wenigstens in einem veränderten Licht. Die Säle und Zimmer rechts neben der großen Halle des Schlosses wurden zu einer Bühne eingerichtet; Kaphengst selbst, mutmaßlich voll Hohn im Herzen über die Rolle, die ihm zufiel, fungierte als Directeur du théâtre, und unter dem Vollklang der Alexandriner vergaß der Prinz, wie hohen Eintrittspreis er für diese Aufführungen zu zahlen hatte, für ein Spiel, das eben ein Spiel war in jedem Sinne. Noch jetzt erkennt man im Meseberger Schloß den ehemaligen Bühnenraum; und die kleinen Garderobezimmerchen, in denen damals die Schminktöpschen und die frivolsten Bemerkungen zu Haus waren, lassen sich bis diesen Tag, freilich in ebenso viele Wandschränke umgewandelt, in dem zuhinterst gelegenen Zimmer des Erdgeschosses erkennen.

Auch für Abwechslung wußte der kluge Hausherr zu sorgen, klug, seitdem die Französin die Honneurs des Hauses machte und die Angelegenheiten leitete. Der Prinz, nach längerer Abwesenheit im Berliner Palais (länger als seit Jahren), kehrte nach Monaten zum ersten Male wieder nach Rheinsberg zurück und traf anderen Tages schon als Gast in Schloß Meseberg ein. Er mochte eine neue Aufführung, die Einlage eines neuen Tanzes, eines neuen Musikstücks erwartet haben, aber eine andre Huldigung war diesmal vorbereitet; am Plafond der großen Speisehalle, die zum Empfang des hohen Gastes mit Blumen und Drangerie dekoriert war, hatte die raschfertige, aber immerhin geniale Hand Bernhard Rodes ein großes Deckengemälde ausgeführt, das im Geschmack jener Zeit die Apotheose des Prinzen Heinrich darstellte. Zur Rechten der übliche Ruhmestempel, dem das Bild des Prinzen von Genien entgegengetragen wird; daneben der bekannte Götterapparat: Minerva, zu deren Füßen das Schwert ruht, und an einem der Opferaltäre die Inschrift: „vota grati animi“, also etwa: „empfangen dies als die Darbringung eines dankbaren Herzens“. Der Prinz, dessen Eitelkeit leicht zu fangen war, sobald die Schmeichelei nicht platt-prosaisch, sondern wohl stilisirt und im Gewande der Kunst an ihn herantrat, war aufs höchste überrascht und erwies sich wieder auf Monate hin als der Hilfsbereite, von dessen Gunst und Gnade Gewinn zu ziehn doch der eigentliche Zweck aller dieser Huldigungen gewesen war. (Es entging an jenem Tage dem Auge des Prinzen, was auch dem Auge Kaphengsts entgangen war, daß Rode, sei es aus Zufall oder aus Malice, die Inschrift: „vota grati animi“ nicht ausgeschrieben, sondern die letzte Silbe fortgelassen hatte. Kaphengst, später darauf aufmerksam gemacht, ließ auch noch das bedenkliche i übermalen, so daß die Inschrift jetzt lautet: vota grati an. In der Umgegend lachte alle Welt darüber und nannte ihn Gratian.)

Die Gunst des Prinzen, oft erschüttert und immer wieder befestigt, dauerte bis 1798; um diese Zeit scheint er sie dem Günstling entzogen zu haben, wenigstens müssen wir es daraus schließen, daß sich Kaphengst zur Deckung seiner immer wachsenden Schuldenlast genötigt sah, zwei seiner Güter, Schönermark und Rauschendorf, zu verkaufen. Das Volk erzählte sich und erzählt sich noch, er habe beide in einer Nacht verspielt. Die beiden andern, Meseberg

und Baumgarten, blieben ihm, wiewohl tief verschuldet, bis zu seinem Tode, der im Januar oder Februar 1800 im Schloß zu Meseberg erfolgte. Seine Frau überlebte ihn um viele Jahre und starb erst im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts.

In der Kirche zu Meseberg, wo die Grabsteine der Groebens vor dem Altar liegen und von der Wand herab, in Frommen und Treue die Bildnisse Ludwigs von der Groeben und seiner siebzehn Kinder blicken, ist nicht Stein, nicht Inschrift, die an den wilden Jäger erinnerten, der hier sechsundzwanzig Jahre lang das Land durchtobte; seine Witwe, in richtigem Takt, mochte fühlen, daß das Marmorbild eines Mannes, dem alles Heilige ein Spott gewesen war, nicht in die Kirche gehöre. In einer Ecke, mit einem Fegen Flor umwickelt, der verblaßt und staubig wie ein Stück Spinnweb aussieht, hängt der Galanteriedegen des Galans und Günstlings, daneben ein rostiges Sporenpaar. Die Kinder im Dorfe aber, wenn der Herbst kommt und der Wind das abgefallene Laub aufregt, fahren zusammen und murmeln „Kaphengst kommt“.

Graf und Gräfin La Roche-Aymon. Es wurde immer stiller in Rheinsberg. Von 1796 ab scheint der Kreis nur aus vier Personen bestanden zu haben: aus dem Hofmarschall (oder Kammerherrn) Grafen Roeder, aus dem Adjutanten Graf La Roche-Aymon, aus dem Kammerrat Lebeauld und aus dem Baurat Steinert. Die beiden Breech waren tot; Tauenzien, von Stufe zu Stufe steigend, dem Kreise entwachsen; Knesbeck lebte noch, tat aber keinen Dienst mehr; Kaphengst jagte und spielte in seinem Schloß am Hufenowsee und grollte, daß der Gunst des Prinzen der goldne Boden ausge schlagen war.

Kein Wunder, daß der alternde Prinz (er war siebenzig geworden) von der Einsamkeit und Stille, die ihm Bedürfnis war, zuzeiten mehr hatte, als ihm lieb sein mochte, und unter dem Druck einer gewissen Vereinsamung sein Bestreben dahin richtete, sich die wenigen Treuen, die ihm geblieben waren, für den Rest seiner Tage zu erhalten. Er tat dies seit Jahren durch Gunstbezeugungen aller Art. Es schien, er wollte nicht unter Fremden sterben.

Baurat Steinert war ein Gegenstand seines besondern Vertrauens. Noch wenige Tage vor seinem (des Prinzen) Tode, als sie die Pyramide besuchten, in der er beigesetzt zu werden wünschte,

sagte er lächelnd zu dem vielbewährten Diener: „Stellt mich so, Steinert, daß ich nach dem Schloß hinüber blicke, und sagt es den Leuten, daß ich so stehe, das wird manchen in heilsamer Furcht halten.“

Lebeauld — Le Bauldt de Mans, wie er in andern Büchern genannt und geschrieben wird — war Sekretär des Prinzen, führte aber zugleich den Titel eines Conseiller des chambres. Zur Belohnung für langjährige Dienste, aber zugleich auch in dem Streben, den Beschenkten dadurch fester an seine Person zu fesseln, schenkte ihm der Prinz zwei der zum Amte Rheinsberg gehörigen Erbzinsgüter: Schlaborn und Warentin, die noch geraume Zeit hindurch im Besitz derselben Familie waren. Seit 1850 sind sie zurückgekauft und wieder königlicher Besitz.

Steinert und Lebeauld waren bewährte Diener des Prinzen, aber doch nichts weiter; der Graf La Roche-Aymon war der Freund seiner letzten Jahre. Bei der Geschichte dieses Mannes, „die den Roman auf seinem eignen Felde schlägt“, werden wir zum Schluß noch einige Zeit zu verweilen haben.

Antoine Charles Etienne Paul Graf La Roche-Aymon war 1775 geboren. 1792 siebzehn Jahr alt, verließ er mit andern Emigrés sein Vaterland und trat als Volontär in das Condésche Korps, nach einer andern Version (die sich auf Mitteilung von Personen stützt, die den Grafen persönlich gekannt haben) in die neapolitanische Armee. Gleichviel, 1794 erschien ein junger Offizier, schlank, schön, von dunkelstem Kolorit und sechs Fuß groß, aber in bedürftigster Garderobe in Rheinsberg und gab bei „Demoselle Aurore“, jener schon genannten Schauspielerin des prinzlichen Hoftheaters, einen Empfehlungsbrief ab. Der Brief enthielt die Aufforderung, den Überbringer, den Grafen La Roche-Aymon bei günstiger Gelegenheit in die Nähe des Prinzen zu bringen. Demoselle Aurore war eine echte Französin, lebhaft, gutherzig, dabei Royalistin und zu Abenteuern geneigt; sie bestritt eine passende Equipierung aus eignen Mitteln, und vor Ablauf einer Woche war der Graf in des Prinzen Dienst. Er bezog Wohnung im Kavallerhaus und übernahm den Befehl über die vierzig Leibhusaren, die als eine spezielle Prinz Heinrichsche Truppe zu Rheinsberg in Garnison lagen; kurze Zeit darauf wurde er Adjutant des Prinzen. Schön, gewandt, lebenswürdig, ein Kavaliere im besten Sinne des Worts trat er als-

bald in eine Vertrauensstellung, in ein gewisses Herzensverhältnis zum Prinzen, wie es dieser seit Tauenzien nicht mehr gekannt hatte. Der Graf erschien ihm wie ein Geschenk des Himmels; der Abend des Lebens war da, aber die Sonne vor ihrem Scheiden gönnte ihm noch einmal einen Strahl ihres belebenden Lichts. Graf La Roche-Aymon war der letzte Adjutant des Prinzen. Seine Adjutanten, soweit ich es habe in Erfahrung bringen können, waren seit Beginn des Siebenjährigen Krieges folgende: Graf Henkel (1757 und 1758); Graf Kalkreuth in der zweiten Hälfte des Krieges; nach dem Kriege: Kaphengst, Tauenzien, La Roche-Aymon.

Nach dem Basler Frieden, der zugleich auch eine Art Versöhnung zwischen dem Prinzen Heinrich und seinem Neffen, dem König (Friedrich Wilhelm II.) herbeigeführt hatte, erschien der Prinz wieder in Berlin, wenn auch ohne Freudigkeit und auf kürzere Zeit nur. Bei einer der statthabenden Festlichkeiten war es, wo der Graf La Roche-Aymon, der nunmehrige Adjutant des Prinzen, ein Fräulein von Zeuner kennenlernte und von ihrer blendenden Schönheit hingerissen wurde. Er war seinerseits völlig dazu angetan, nicht bloß bezaubert zu werden, sondern selbst zu bezaubern, und als der Prinz bei beginnendem Frühling nach Rheinsberg zurückkehrte, folgten ihm Graf und Gräfin La Roche-Aymon als eben vermähltes Paar.

Karoline Amalie von Zeuner war die Tochter eines Herrn von Zeuner (seit 1786 Hofmarschall und Kammerherr der Königin-Mutter) aus seiner Ehe mit einer Gräfin von Neale. Fräulein von Zeuner selbst war Hofdame bei der Prinzessin Wilhelmine, als der Graf La Roche-Aymon sie kennenlernte. Sie war von mittlerer Figur, voll, vom weißesten Teint, und besaß als besondere Schönheit eine solche Fülle blonden Haares, daß es, wenn aufgelöst, bis zu ihren Knien herabfiel und sie wie ein goldener Mantel überdeckte. Niemand kannte diese Schönheit besser als sie selbst, und noch in späteren Jahren wußte sie es stets so einzurichten, daß etwa eintreffender Besuch sie im Negligé überraschen und das Haar bewundern mußte, dessen Fülle die Kammerjungfer kaum zu bemessen vermochte.

Wenn die Gegenwart des Grafen schon vorher ein Lichtblick an dem vereinsamten Hofe des Prinzen gewesen war, so war es jetzt, wo die Gräfin wie „Prinzessin Goldhaar“ im Märchen mit ihm

zurückkehrte, als sollten die Tage alter Rheinsberger Herrlichkeit noch einmal anbrechen. An Stelle einer halb wüsten, halb pedantischen Altjunggesellenwirtschaft erschienen wieder die heiteren Grazien, die auf die Dauer nur da zu Hause sind, wo jene Anregungen und jener süße Zwang sich einstellen, die unzertrennlich sind von der Erscheinung schöner Frauen. Seit den Tagen Lisette Lauenziens hatte der Rheinsberger Hof diese Anregung und diesen Zwang nicht mehr gekannt.

Der Freundschaftstempel mit seinen Inschriften, die die Liebe für eine Torheit erklären, erschien nun selber wieder wie eine große Torheit, und man speiste wieder mit Vorliebe auf der Remusinsel im See, heitern Angedenkens aus jenen Tagen Friedrichs her, als dieser noch der „Constant“ des Bayard-Ordens und nicht der Philosoph von Sansfouci war. Die Gräfin mit dem blonden Haar machte die Honneurs des Hauses; sie war Gast und Wirtin zugleich, und der Prinz hing nicht nur an den graziösen Bewegungen der schönen Frau, er freute sich ihrer Gegenwart überhaupt und bewunderte alles an ihr — ihre Augen, ihren Witz und selbst — ihre Kochkunst.

Ein Abenteuer trat endlich störend dazwischen und warf einen Schatten über dies heitere Stilleben, das dem Prinzen teurer geworden war, als er sich selbst gestehen mochte. Prinz Louis Ferdinand traf eben damals öfters zum Besuch in Schloß Rheinsberg ein, um seinem Oheim (den er beerben sollte) seinen Respekt zu bezeugen. Im Sommer 1800 kam er häufiger denn zuvor, kam und ging, ohne daß Wünsche und Gesuche laut geworden wären, die er sonst wohl vertraulich gegen den nachsichtigen Oheim zu äußern pflegte. Ein Geplauder im Park, eine Fahrt über den See, ein Gastmahl auf der Remusinsel, während das Schilf leise im Nachmittagswinde rauschte, schien alles, worauf der Sinn des Prinzen gerichtet war. Die Gräfin saß neben ihm bei Tisch und trug einen Kranz von Teichrosen im Haar, den ihr der Prinz unter Lachen geflochten hatte; sie sah aus wie eine Wassernixe. So kam der Abend; lautlos glitten die Rähne über den See zurück, nur Flüßtern und Lachen und dann und wann ein französisches Lied unterbrach die Stille. Der Prinz und die Gräfin fuhren im selben Rahn; wir wissen nicht, was heimlich versprochen wurde und was nicht, nur das Bild wollen wir zu malen suchen, das die nächsten Stun-

den brachten. Vor dem Fenster der Gräfin liegt ein Rasenstück, halb beschattet vom Blätterdach einer Platane, halb frei und offen im weißen Schein des Vollmonds. Aus dem Schatten heraus tritt der Graf, die Hand an den Degen gelegt; vor ihm, auf dem erhellen Rasenstück steht der Prinz; typische Gestalten aus Nord und Süd, so messen sie sich einander, beide gleich schlank, gleich groß, aber der eine blond, der andre von dunklem Teint und mit leuchtenden Augen. Am offenen Fenster steht die Gräfin; das herabwallende Haar schimmert in allen Farben, und auf die ausgestreckten, bittenden Arme fällt das Mondlicht. Die Degen führen in die Scheide zurück. Man trennte sich mit einem „bis auf morgen“.

Der andre Tag sollte einen Zweikampf bringen, aber der alte Prinz legte sich ins Mittel, und die Sache unterblieb. Der Vorfall wurde nicht weiter berührt, aber man mühte sich umsonst ihn zu vergessen. Die Gräfin war das weiße Licht gewesen, dessen klarer, sprühender Helle sich jeder gefreut hatte; nun hatte das Licht seinen Dieb gehabt, und eine leise Mißstimmung griff Platz. Der Rheinsberger Hof hatte nie als ein Tugendhof geglänzt, aber jeder sah sich ungern dieses einen Ideals beraubt, an das er geglaubt hatte. Alles blieb, wie es gewesen war und war doch anders. Die Gräfin war der Mittelpunkt des Kreises nach wie vor, aber mehr äußerlich, und die Blicke, die sich auf sie richteten, sahen sie mit verändertem Ausdruck an. Die letzten poetischen Momente des Prinz-Heinrich-Hofes waren hin.

Nur in den Beziehungen zwischen dem Prinzen und seinem Adjutanten änderte sich nichts. Die kritisch-militärischen Arbeiten des Grafen weckten mehr noch als früher das lebhafteste Interesse des Prinzen, der sich vielfach und in sehr eingehender Weise daran beteiligte. Dies Freundschaftsverhältnis dauerte ununterbrochen fort bis zum Tode des Prinzen, der noch wenige Monate vor seinem Tode, in seinen Dernières Dispositions, die Worte niederschrieb: „Ich bezeuge hierdurch zugleich dem Grafen La Roche-Aymon meinen lebhaften Dank für die zarte Anhänglichkeit (*tendre attachement*), die er mir während all der Zeit erwiesen hat, die ich so glücklich war, ihn in meiner Nähe zu haben“, so wie denn auch anderweitig aus beinahe jedem Paragraphen dieser Dernières Dispositions hervorgeht, daß der Graf die eigentlichsste Vertrauens-

person des Prinzen war, derjenige, der seinem Herzen am nächsten stand. Der Prinz hatte darin sehr richtig gewählt. Der Graf vereinigte nach dem Zeugnis aller derer, die ihn gekannt haben, drei ritterliche Tugenden in ausgezeichnetem Maße: Mut, Diensttreue und kindliche Gutherzigkeit.

Am 3. August 1802 starb der Prinz; sie trugen ihn in die Grabpyramide, die er sich erbaut hatte, und fügten die Steinplatte ein mit jener mehrerwähnten Inschrift: „Jetté, par sa naissance, dans ce tourbillon de vaine fumée“, deren Wortlaut ich in den Anmerkungen gebe.

In demselben Jahre (1802) gelangten Graf und Gräfin La Roche-Aymon in den Besitz des Gutes Koepernitz, das eines der sechs Erbzinsgüter war, die zum Amte Rheinsberg gehörten. Ob der Prinz erst in seinem Testamente oder umgekehrt schon bei Lebzeiten (kurz vor seinem Tode) diese Schenkung machte, habe ich nicht mit Bestimmtheit in Erfahrung bringen können. Wahrscheinlich fand ein Scheinkauf statt mit Hilfe von prinzlichem Gelde, das schließlich in die prinzliche Kasse zurückfloß.

Koepernitz war nun gräfliches Besitztum. Es scheint aber nicht, daß das gräfliche Paar auch nur vorübergehend das Gut bezog, vielmehr eilten sie nach Berlin, um endlich wieder zu genießen, was sie trotz aller Anhänglichkeit an den Prinzen so lange entbehrt hatten — das Leben der großen Stadt. Das Gut wurde verpachtet, und die Pächterträge sollten ausreichen zu einem Leben in der Residenz. Das junge Paar, das große Ansprüche erhob, und nicht gewöhnt war, sich Wünsche zu versagen, sah bald, daß es die Rechnung ohne den Wirt gemacht hatte, und der Graf, ebenso bedürftig nach Sold wie nach Beschäftigung war doppelt froh, im Jahre 1805 dem Goeckingschen (ehemals Zietenschen) Husarenregiment als Major aggregiert zu werden. Als solcher machte er die Schlacht bei Jena mit. 1807 wurde er Kommandeur des schwarzen Husarenregiments und zeichnete sich an der Spitze desselben durch eine glänzende Attaque bei Preußisch-Eylau aus. Napoleon, als er nach dem Kommandeur fragte, geriet in heftigen Zorn, als er einen französischen Namen hörte. 1809 wurde der Graf Oberst und bearbeitete das Exerzierreglement der Reiterei, wie er denn überhaupt vorzugsweise ein glänzender Kavallerieführer war. Seine Bücher über diesen Gegenstand sollen wertvoll und bis diesen Augenblick

kaum übertroffen sein. 1810 zum Inspekteur der leichten Truppen ernannt, machte er die Feldzüge von 1813 und 1814 auf preussischer Seite mit, ward Generalmajor und kehrte 1814 nach dem Sturz Napoleons wieder nach Frankreich zurück. 1815 während der hundert Tage folgte er Ludwig XVIII. nach Gent, befehligte 1823 in dem katalonischen Heere eine Kavalleriebrigade und wurde Generalleutnant. In den Besitz aller seiner früheren Güter wieder eingesetzt, ward er zu nicht näher zu bestimmender Zeit Marquis und Pair von Frankreich. Einige Jahre vorher (1827) hatte er auf dem Punkt gestanden, als Kriegsminister in kaiserlich-mexikanischen Dienst zu treten. Ein Bruder des Königs Ferdinands VII. von Spanien, der Infant Don Francisco de Paulo, sollte zum Kaiser von Mexiko erhoben werden, und das Kabinett des Kaisers war bereits (in Paris) ernannt. Es bestand aus Baron Alexander von Talleyrand, Herzog von Dino, Marinekapitän Gallois und Graf La Roche-Aymon. Schade, daß sich's zerschlug, es wäre eine „Aventüre“ mehr gewesen, in dem an wechselnden Szenen so reichen Leben des Grafen. Er verblieb in Paris. Kurze Zeit vor der Februar-Revolution sah ihn ein alter Bekannter aus den Rheinsberger Tagen her in der Pairskammer sich erheben und das Wort ergreifen; er hatte ihn in sechsundvierzig Jahren nicht gesehen, seit jenem Tage nicht, wo der Marquis (damals Graf) dem Sarge des Prinzen zur letzten Ruhestätte gefolgt war. Der Marquis starb im Jahr darauf (1849).

Wir wenden uns zum Schluß der Gräfin zu. Sie war 1815 nach dem völligen Niederwerfen Napoleons ihrem Gatten nach Paris gefolgt und hatte, wiewohl schon über vierzig hinaus, am Hofe Ludwigs XVIII. Huldigungen entgegengenommen, die mit Rücksicht auf den Ort, wo sie dargebracht wurden, fast die Triumphe ihrer Jugend in den Schatten stellten. Sie war noch immer eine schöne Frau und Teint und Haar von altem Glanz; hatte sie doch stets das Leben leicht genommen, und im Gefühl, für die Freude geboren zu sein, der anklopfenden Sorge nie geöffnet. Aber wenn sie auch kein Naturell hatte für den Gram, so war sie doch empfindlich gegen Kränkungen, und diese blieben nicht aus. Sie war eitel und herrschsüchtig, und so leicht es ihr wurde, die leichte Moral der Hauptstadt und ihres eignen Hauses zu tragen, so unerträglich war es ihr, die Herrschaft im Hause mit einer Rivalin zu teilen. Das Blatt

hatte sich gewandt, und die alte Schuld der Rheinsberger Tage wurde spät gebüßt. Die Marquise entschloß sich, Paris aufzugeben, ein Vorwand wurde gefunden („der Pächter habe das Gut vernachlässigt“), und 1826 zog die Marquise in das schlichte Wohnhaus von Koepernitz ein.

Dort hat sie noch dreiunddreißig Jahre gelebt, und alt und jung weiß von ihr zu erzählen. Sie war eine resolute Frau, klug, umsichtig, tätig, aber rechthaberisch, die, weil sie immer herrschen wollte, zuletzt schlecht zu regieren verstand. Es lag ihr mehr daran, daß ihr Wille, als daß das Richtige geschah, und die Schmeichler und Zusage hatten leichtes Spiel auf Kosten derer, die es wohl meinten. Sie hatte all die Schwächen alter Leute, die die Triumphe ihrer Jugend nicht vergessen können; aber was ihr bis zuletzt die Herzen vieler zugetan machte, das war, daß sie trotz aller Schwächen und Unleidlichkeiten im Besitz einer wirklichen Vornehmheit war. Sie glaubte an sich und darauf kommt es an.

Ihre Beziehungen zum Rheinsberger Hofe und zum Prinzen Louis, nicht minder wohl die Huldigungen, die ihr am französischen Hofe zuteil geworden waren, gaben ihr vor der Welt noch immer ein Ansehen, und Friedrich Wilhelm IV. kam nie in die Grafschaft Ruppin, ohne der Marquise auf Koepernitz seinen Besuch zu machen. Es traf sich, daß sie bei einem dieser Besuche, wie zu den Zeiten der Nemusinsel-Diners durch ihre Kochkunst wieder glänzen und den König durch eine Trüffel- oder Zervelatwurst (die Historie gibt hier der Phantasie des Lesers Spielraum) überraschen konnte. Der König bat sich davon für seine Potsdamer Küche aus, und zum Weihnachtsabend kam das königliche Gegengeschenk: ein Kollier aus goldenen Würstchen bestehend, die Speilerchen von Perlen, dazu ein verbindliches Schreiben mit dem Motto: „Wurst wider Wurst.“ Geschenk und Gegengeschenk wiederholten sich mehrfach, so daß sich zu dem Kollier ein Armband, zu dem Armband ein Ohrgehänge gesellte, zuletzt eine Tabatière in Form einer kurzen, gedrungenen Zungenwurst, die Dose oben und unten mit Rubinen besetzt, äußerst wertvoll. Die Freude war groß, aber es war die letzte der Art. Aus den Zeitungen erfuhr die Marquise bald darauf, daß einer der Hoffschlächtermeister zu Potsdam als Gegengeschenk für eine große Fest- oder Jubiläumswurst (sogar unter Beifügung desselben Mottos: „Wurst wider Wurst“) mit einer ebensolchen Tabatière be-

schenkt worden war, und die Sendungen in die königliche Küche hatten von dem Augenblick an ihr Ende erreicht.

Ihre letzten Lebensjahre brachten ihr noch einen andern interessanten Besuch. Ein Neffe des verstorbenen Marquis hatte diesen beerbt, und nicht zufrieden mit den französischen Gütern, die ihm zugefallen waren, machte er auch bei dem betreffenden Pariser Gerichtshofe ein Verfahren anhängig, um sich das Gut seiner alten Tante, das alte Prinz Heinrichsche Koepernitz, zu erprozeffieren. In der ersten Instanz erklärten selbst die französischen Gerichte ihr „nein“; in der zweiten und dritten aber wurde das „nein“ in ein „ja“ umgewandelt, denn der Neffe des alten legitimistischen Marquis war ein besonderer Günstling Napoleons III. Der Günstling schickte Abgesandte, um Koepernitz für ihn in Besitz zu nehmen, und als sich das nicht tun lassen wollte, erschien er endlich selber. Er nahm in Rheinsberg bescheidenlich einen Einspänner, umfuhr das ganze Gut, dessen Lage und Ausdehnung ihm wohlgefiel, und fuhr dann vor dem Wohnhause der alten Tante vor. Diese empfing ihn aufs artigste, und mit ganzem Aufwand jenes Zeremoniells, worin sie Meister war; als er aber den eigentlichen Zweck seines Kommens berührte, lachte sie ihn so herzlich aus, daß er sich artig, aber nicht ohne Verlegenheit von der alten „ma tante“ verabschiedete. Er wurde nicht wieder gesehen. Dieser Neffe aber, der im Einspänner von Rheinsberg nach Koepernitz fuhr, ist niemand anders als der frühere Befehlshaber der französischen Armee in Rom — General Goyon.

Die Marquise war eine stolze, selbstbewußte Frau, voll aristokratischer Tugenden. Ich mag nicht sagen, daß sie das wahrhaft Adlige repräsentierte, aber doch die Bornehmheit einer nun zu Grabe getragenen Zeit, eine Bornehmheit, die unter Umständen von der Gesinnung abstrahieren konnte und ihr Wesen in eine meisterhafte Behandlung des Formellen setzte. Oft kam es dabei, daß sich die Form mit dem Wesen der Bornehmheit identifizierte. Die Formen der Marquise waren von der gewinnendsten Art; voller Grazie, nichts Steifes, Langweiliges und innerhalb gewisser Grenzklinien, voller Freiheit und selbst voll Originalität. Herrschen und ein großes Haus machen waren ihre zwei Leidenschaften; je mehr Kutschen im Hofe, desto wohler wurde ihr ums Herz, und je mehr Lichter im Hause brannten, desto heller sprühte ihr Geist. Dann kamen die

alten Zeiten wieder zurück. Sparsam sonst und eine Frau, bei der die Rechnungsbücher stimmen mußten, erschrak sie an solchem Tage vor keinem Opfer, ja der Gedanke berührte sie keinen Augenblick, daß es überhaupt ein Opfer sei. Nach Sitte der Zeit, in der sie jung gewesen war, lebte sie in ihren Zimmern wie in einer Arche Noäh, und vom Kakadu an bis herunter zu Kanarienvogel und Eichhörnchen fand sich alles beisammen. Katzen und Hunde waren natürlich die Lieblinge und durften sich alles erlauben, ja, eintretender Besuch pflegte, bevor die Dame vom Hause selbst erschien, in nicht geringe Verlegenheit zu geraten, wo überhaupt Platz zu nehmen sei. Aber mit dem Erscheinen der alten Marquise war alles vergessen, man sah die Unordnung nicht mehr, und was bis dahin lästig gewesen war, wurde eigentümliches und charakteristisches Ornamant. Ihre Rede und ihre Handbewegungen machten sie sofort zum dirigierenden Mittelpunkt, und alles klang zu einem heitern Konzert zusammen. Wurden die Tage des Prinzen Heinrich zum Gegenstand der Unterhaltung, so vergingen die Stunden wie im Fluge, ihr selbst und andern.

Ihr Tod war wie ihr Leben; er hatte einen Kokocharakter wie das Sofa, auf dem sie starb, und wie die Tabatière, die vor ihr stand. Ihre Lieblingskatze, so wird erzählt, hatte sie in die Lippe gebissen; daran starb sie, oder doch bald darauf, neunundachtzig Jahr alt am 18. Mai 1859.

Mit ihr wurde die letzte Repräsentantin der Prinz-Heinrich-Zeit zu Grabe getragen. Sie ruht in Koepernitz. (Vgl. in den Anmerkungen das gleichnamige kleine Kapitel.) Noch leben einzelne, die sich aus ihren Kinderjahren des Prinzen entsinnen, der „sehr häßlich war und gar nicht aussah wie ein Prinz“; aber die Marquise La Roche-Aymon war die letzte, die mit auf der Bühne jener Tage tätig und zugleich eine bewunderte Zierde derselben gewesen war.

Zernikow

„So heute Mittag die Sonne scheint,
werde ich ausreiten; kom doch am Fenster,
ich wollte dir gerne sehn.“

Friedrich an Fredersdorff

In der Nähe von Boberowwald und Hufenowsee liegt noch ein anderer Güterkomplex, der durch den Aufenthalt des Kronprinzen Friedrich in Rheinsberg mittelbar zu historischem Ansehen gelangt ist — ich meine die sogenannten Fredersdorff'schen Güter, die Friedrich der Große beinahe unmittelbar nach seiner Thronbesteigung seinem Kammerdiener Fredersdorff zum Geschenk machte. Ursprünglich bestand die Schenkung nicht aus jenen vier Besitzungen, die man jetzt wohl als „Fredersdorff'sche Güter“ zu bezeichnen pflegt, es war vielmehr ein einziges Gut nur, Zernikow, das Kronprinz Friedrich am 17. März 1737 von Leutnant Claude Benjamin le Chenevix de Beville gekauft hatte und nach dreijährigem Besitz (er hatte es verpachtet) unterm 26. Juni 1740 seinem Kammerdiener urkundlich vermachte. Erst nach zehn Jahren begann Fredersdorff selber sein Besitztum durch Ankauf zu erweitern; 1750 erwarb er Kellendorf (wahrscheinlich von „Kelle“, d. h. Schafgarbe), 1753 Dagow und 1755 Burow. Dagow ist seitdem wieder aus der Reihe der Güter ausgeschieden, Schulzenhof aber andererseits angekauft worden, so daß der Besitzstand nach wie vor aus vier Gütern besteht.

Das Wenige, was man über Fredersdorff weiß, ist oft gedruckt worden; außerdem hat Friedrich Burchardt in seinem Buche „Friedrichs II. eigenhändige Briefe an seinen geheimen Kammerer Fredersdorff“ diesen Briefen noch eine Biographie Fredersdorffs beigegeben. Ich verweile deshalb nicht bei Aufzählung bekannter Tatsachen und Anekdoten (deren Verbürgtheit zum Teil sehr zweifelhaft ist) und beschränke mich darauf, bei jenem einzig neuen Resultat einen Augenblick stehnzubleiben, welches die inzwischen erfolgte Durchsicht der Garzer Kirchenbücher hinsichtlich der Herstammung Fredersdorffs ergeben hat.

Bekanntlich galt es bisher für zweifelhaft, ob Fredersdorff zu Garz in Pommern (vier Meilen von Stettin) oder in Mitteldeutsch-

land geboren sei, ja die Mehrzahl der Stimmen neigte sich der letztern Ansicht zu und bezeichnete ihn als einen durch Werber auf-gebrachten wohlhabenden Kaufmannssohn aus Franken. Diese Ansicht ist aber jetzt mit Bestimmtheit widerlegt. Im Garzer Kirchenbuche findet sich eine Angabe, daß ein dem Stadtmusikus (*musicus instrumentalis*) Frebersdorff geborner Sohn am 3. Juni 1708 getauft worden sei und die Namen Michael Gabriel erhalten habe. Da nun der Kammerdiener Frebersdorff nach übereinstimmenden Nachrichten wirklich Michael Gabriel hieß (siehe z. B. die Schenkungsurkunde vom 26. Juni 1740 in den Anmerkungen) und wirklich 1708 geboren wurde, so kann nicht gut ein längerer Zweifel in dieser Streitfrage walten. Zwar findet sich auf Frebersdorffs Bild in der Zernikower Kirche die Angabe: „geboren am 6. Juni 1708“ (wonach er nicht am 3. Juni getauft sein kann), diese Angabe ist aber entweder ein geringfügiger Irrtum, wie sie auf derartigen Bildern sehr häufig vorkommen, oder es hat sich umgekehrt bei Eintragung ins Kirchenbuch ein Fehler, eine Unachtsamkeit eingeschlichen. Vielleicht muß es heißen am 13. Juni, und die Eins ist entweder verwischt oder beim Eintragen übersehen.

Frebersdorff war achtzehn Jahre lang (1740—1758) im Besitz von Zernikow, und wir werfen nunmehr die Frage auf, ob er dem Dorf und seinen Bewohnern ein Segen war oder nicht? Wir müssen die Frage durchaus zu seinen Gunsten beantworten. Wie er trotz Ehrgeiz und einem unverkennbaren Verlangen nach Ansehn und Reichthum, doch überwiegend eine liebenswürdige und gutgeartete Natur gewesen zu sein scheint, so erwies er sich auch als Gutsherr mild, nachsichtig, hilfsbereit. Seine Bauern und Tagelöhner hatten gute Lage. Wie den Bewohnern, so war er dem Dorfe selbst ein Segen. Die meisten Neuerungen, soweit sie nicht bloß der Verschönerung dienen, lassen sich auf ihn zurückführen. Er fand eine vernachlässigte Sandscholle vor und hinterließ ein wohlkultivirtes Land, dem er theils durch Anlagen aller Art, theils durch Ankauf von Wiesen und Wald das gegeben hatte, dessen es zumeist benötigt gewesen war. Die Thätigkeit, die er entwickelte, war groß. Kolonisten und Handwerker wurden herangezogen, und Weberei und Strohflechtere von fleißigen Händen betrieben. Zu gleicher Zeit und mit Vorliebe nahm er sich des Seidenbaus an. Gärten, Wege und Alleen wurden mit Maulbeerbäumen bepflanzt, schon 1747 standen

deren 8000, und das Jahr darauf hatte er zum erstenmal einen Reinertrag aus der gehaspelten Seide. Kaum daß er ein Stück guten Lehmboden auf seiner Feldmark gefunden hatte, so entstand eine Ziegelei, und schon 1746 erbaute er aus selbstgebrannten Steinen das noch jetzt existierende Wohnhaus. Im selben Jahre führte er auch ebenso wie in Spandau und Köpenick große Brauereigebäude auf, in denen das so beliebt gewordene und nach ihm genannte „Fredersdorffer Bier“ gebraut wurde. In allem erwies er sich als der gelehrige Schüler seines königlichen Herrn, und an der ganzen Art und Weise, wie er die Dinge in Angriff nahm, ließ sich erkennen, daß er den organisatorischen Plänen des Königs mit Verständnis zu folgen und sie als Vorbild zu verwerten verstand. Er mochte es dabei, besonders was die Mittel zur Ausführung anging, leichter haben als mancher andere, da ein König, der ihm schreiben konnte: „Wenn ein Mittel in der Welt wäre, Dir in zwei Minuten zu helfen, so wollte ich es kaufen, es möchte auch so theuer sein wie es immer wollte“ sehr wahrscheinlich auch bereit war, durch Geschenke und Vorschüsse aller Art zu helfen; es scheint aber doch, daß diese Hilfen nur innerhalb beschränkter Grenzen blieben, und daß die Meliorationen erst von 1750 ab einen größeren Maßstab annahmen, wo sich Fredersdorff mit Karoline Marie Elisabeth Daum, der reichen Erbtöchter des schon 1743 verstorbenen Bankier Daum vermählt hatte. Wenigstens beginnen von da ab erst jene Güterkäufe, deren ich schon oben erwähnt habe. Fredersdorff lebte mit seiner jungen Frau in einer sehr glücklichen aber kinderlosen Ehe. Daß er andauernd in Zernikow gewesen sei, ist nicht anzunehmen; doch scheint es, daß er von 1750 ab (also nach seiner Vermählung) wenigstens so oft wie möglich auf seinem Gute war und namentlich die Sommermonate gern daselbst verbrachte. Daß er seine alchimistischen Künste und Goldmacheversuche auch in ländlicher Zurückgezogenheit geübt habe, ist nicht zu ermitteln gewesen, auch nicht wahrscheinlich. Er starb zu Potsdam in demselben Jahre (1758), das seinem königlichen Herrn so viele schwere Verluste brachte, und seine Leiche wurde nach Zernikow übergeführt.

Michael Gabriel Fredersdorff war am 12. Januar 1758 gestorben; 1760 vermählte sich seine Witwe zum zweiten Male mit dem aus Pommern stammenden Geheimen Stifftsrat zu Quedlinburg

Hans Freiherrn von Labes, der ursprünglich bürgerlich erst später vom Kaiser in den Adelsstand erhoben worden war.

Auch Freiherr von Labes tat viel zur Verschönerung des Guts; Lindenalleen wurden gepflanzt, ein englischer Park angelegt, und der frühere Fasanengarten wurde zu einem Tiergarten mit Fischteichen, Wasserleitungen und Pavillons umgeschaffen. Er scheint andauernder als Frederdsdorff in Zernikow gelebt zu haben und verschied daselbst am 27. Juli 1776. Frau von Labes, nachdem sie durch milde Stiftungen, besonders durch Erbauung eines Hospitals segensreich gewirkt hatte, starb am 10. März 1810 achtzig Jahr alt, mehr denn fünfzig Jahre nach dem Tode ihres ersten Gatten. Aus ihrer zweiten Ehe waren ihr zwei Kinder geboren worden, ein Sohn und eine Tochter. Der Sohn, Geheimer Legationsrat von Labes, vermählte sich mit einer Tochter des Grafen Görz-Schliß, wurde selbst in den Grafenstand erhoben und nahm nach der Burg Schliß, die er sich im Mecklenburgischen erbaut hatte, den Namen Graf Schliß an.

Dieser Graf Schliß starb 1831. Er hinterließ nur eine Tochter, die sich 1822 dem Grafen Bassewitz vermählte, der seitdem den Namen Graf Bassewitz-Schliß führte. Das einzige Kind dieser Ehe, eine Tochter, wurde nur elf Jahr alt; von den Eltern starb die Mutter 1855, der Vater Graf Bassewitz-Schliß im Juli 1861. Beide wurden auf Hohendemzin, einem in der Nähe von Burg Schliß gelegenen Familiengute beigesetzt. Schon 1855, also nach dem Tode der Gräfin, waren die Frederdsdorffschen Güter auf die weibliche Linie, d. h. also auf die Nachkommenschaft der Tochter der Frau von Labes übergegangen.

Diese Tochter war seit 1777 an den Freiherrn Joachim Erdmann von Arnim vermählt, starb aber schon im Jahre 1781 infolge ihrer zweiten Entbindung, nachdem sie dem später berühmt gewordenen Achim von Arnim das Leben gegeben hatte. Sie hinterließ zwei Söhne: Karl Otto Ludwig von Arnim, geboren am 1. August 1779 und Karl Friedrich Joachim Ludwig von Arnim (Achim von Arnim), geboren am 26. Januar 1781.

Von diesen beiden Brüdern starb der jüngere bekanntlich schon am 21. Januar 1831; der ältere (gemeinhin Pitt-Arnim geheißten) ererbte die Frederdsdorffschen Güter nach dem 1855 erfolgten Tode der Gräfin Bassewitz-Schliß. Er ist sechs Jahre lang im Besitz der

Güter geblieben, bis zu seinem am 9. Februar 1861 erfolgten Tode. Da er kinderlos verstarb, so waren seine Neffen und Nichten, die Kinder Achims von Arnim und der Bettina Brentano die nächsten Erben. Diese Kinder, drei Söhne und drei Töchter, sind jetzt die Besitzer von Zernikow.

Zernikow besitzt neben einer sehenswerten Kirche, in der sich ebenso wie im Herrenhause daselbst die Porträts von Frederdsdorff, dem von Labesschen Ehepaar und von deren Tochter, der 1781 verstorbenen Frau von Arnim befinden, auch ein mit Geschmack und Munifizenz hergestelltes Grabgewölbe, das Frau von Labes bald nach dem Tode ihres zweiten Gemahls errichten ließ. Es trägt an seiner Front die Inschrift: „Frederdsdorff'sches Erbbeergräbniß, errichtet von dessen hinterlassenen Wittwe, gebornen Caroline Marie Elisabeth Daum, nachmals verhehelichten v. Labes. Anno 1777.“ Darunter in goldnen Buchstaben folgende verschlungene Namenszüge: MGF (Michael Gabriel Frederdsdorff) und CMED (Caroline Marie Elisabeth Daum). Sofort nach der Vollendung dieses Grabgewölbes nahm Frau von Labes in dasselbe die sterblichen Überreste ihrer Ehegatten Frederdsdorff und von Labes auf, welche sich bisher in einer Gruft unter der Kirche zu Zernikow befunden hatten.

Der mit Leder überzogene und mit vergoldeten Füßen und Handhaben versehene Sarg Frederdsdorffs, auf dem sich noch die Patrontasche befindet, die derselbe während seines Militärdienstes im Schwerinschen Regiment getragen hat, steht an der rechten Seitenwand; der Sarg des Freiherrn von Labes unmittelbar dahinter.

Vier Jahre später gesellte sich zu diesen beiden Särgen ein dritter. Noch nicht zwanzig Jahr alt war die mehrgenannte Freifrau Amalie Caroline von Arnim, einzige Tochter der verwitweten Frau von Labes, im Januar oder Februar 1781 zu Berlin gestorben und wurde von dort nach Zernikow übergeführt. Ihr Sarg, in dessen Deckel ein kleines Fenster befindlich ist (eine unschöne Außerung der Pietät, der man in jener Zeit öfters begegnet) steht an der Hinterwand des Gewölbes, und noch jetzt finden sich auf demselben Kränze und Gedichte, die von der Hand der Mutter geschrieben sind. Am 10. März 1810 entschlief die alte Freifrau selber und nahm, ihrem letzten Willen gemäß, nach Freud und Leid dieser Welt ihren

letzten Ruheplatz an der Seite derer ein, die ihr das Teuerste gewesen waren. Auch auf dem Deckel ihres überaus prachtvollen Sarges ist ein kleines Fenster angebracht, durch das man die entseelte Hülle der alten Freifrau erblickt. Auf allen vier Särgen befinden sich die Familienwappen; auf drei derselben auch Name, Geburts- und Todestag.

Über fünfzig Jahre vergingen, eh' ein neuer Ankömmling vor der Sittertür hielt und Raum in der Familiengruft beanspruchte. Alles, was den Namen Graf Schütz angenommen hatte, hatte sich auch im Tode noch von Zernikow, dem ursprünglichen Familiengut, geschieden und dem Graf Schützenschen Mausoleum auf Hohendemzin den Vorzug gegeben — nicht so der älteste Sohn der Tochter der Frau von Labe. Am 16. Februar 1861 öffneten sich die schweren Sittertüren des Federsdorffschen Erbbegräbnisses noch einmal, und der Sarg des Oberstschenk Karl Otto Ludwigs von Arnim wurde neben Mutter und Großmutter beigesezt. Seine Inschrift lautet:

Dubius non impius vixi,
Incertus morior, non perturbatus;
Humanum est nescire et errare.
Ens entium miserere mei.

In Zweifeln hab' ich gelebt nicht unfromm,
In Ungewißheit sterb' ich, nicht zitternd;
Nichtwissen und irren ist Menschenlos.
Wesen der Wesen erbarme dich mein.

Sein jüngerer Bruder Achim von Arnim ist auf dem Familiengut Wiepersdorf bei Dahme begraben; auch Bettina (gest. 1859 zu Berlin) ruht ebendasselbst.

